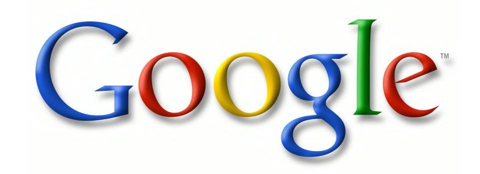


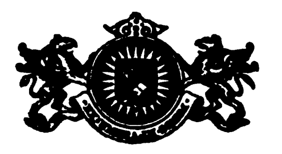

RECAP

Psychologie und Technik der Rede

Von

Richard Wallaschek

Zweite verbesserte Auflage.



LEIPZIG
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1914

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Pflege der Redekunst wird in neuerer Zeit auch an deutschen Universitäten erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Die Amerikaner und Engländer sind uns darin seit langem mit gutem Beispiel vorangegangen. Sie beginnen mit Stimmbildung, verwerten die hier gewonnenen Erfahrungen in Redeübungen, didaktischen Vorträgen, Debattier-Klubs und bilden schliefslich, durch die Studenten selbst, Gerichtshöfe und Parlamente, deren Zusammensetzung den entsprechenden staatlichen Einrichtungen nachgebildet ist. Die Franzosen besitzen wenigstens für die richtige Aussprache und Schreibweise eine mafsgebende Instanz in der Académie française.

Die vorliegende Schrift setzt die Bestrebungen, die sich auf die Pflege und Veredlung der Aussprache beziehen, voraus und beschäftigt sich nur mit dem Gesamtausdruck der freien Rede, seiner psychologischen Grundlage, seinen Formen und Zielen. Sie geht dabei von dem Grundsatze aus, dafs alle Pflege der Form eine günstige Rückwirkung auf den Inhalt hat. Jede Veredlung des persönlichen Ausdrucks veredelt die Persönlichkeit selbst, erhöht ihren sittlichen und ihren ästhetischen Wert. Dieser Grundsatz ist der leitende Gedanke der vorliegenden Schrift, ihre unmittelbare Veranlassung ist die Absicht, den Teilnehmern an praktischen Redeübungen eine Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen in die Hand zu geben, die ihnen für die Gestaltung der freien Rede nützlich sein könnten.

RICHARD WALLASCHEK.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Wenn ich der vorliegenden Schrift nach kurzer Zeit wieder ein Geleitwort geben soll, so möchte ich besonders betonen, dafs es sich bei der Pflege der Redekunst um etwas anderes handelt, als lediglich um die Aneignung einer Fertigkeit. Wie beim Unterricht in allen Künsten, so läfst sich auch bei der Unterweisung in der Rede, die Technik allein überhaupt nicht lehren und lernen. Der ganze Mensch mufs, von innen heraus, ein anderer werden. Er mufs sich zuerst ein bestimmtes Wissen aneignen — das mufs ihm ein anderer beibringen als der Lehrer der Rhetorik — er mufs sich dafür mit Leidenschaft einzusetzen, mufs das Verlangen haben, Andere davon zu überzeugen, mufs lernen, den Stoff seines Wissens entsprechend zu ordnen und fesselnd darzustellen. Dann mufs er seinen Charakter bilden und darf sich nur für das einsetzen, wovon er selbst überzeugt ist. Er wird bald die Erfahrung machen, welche günstige Rückwirkung auf ihn selbst dieser Einflufs auf Andere, dieses Beherrschen einer Mehrheit durch die Rede ausübt.

Mit der Verbesserung der Aussprache, mit der Bildung der Stimme allein, ist wohl eine der vielen Grundbedingungen des Redens geschaffen, für die Redekunst selbst ist damit noch nichts getan. Ihre wissenschaftliche Grundlage gehört zum Teil der Psychologie an, zum Teil der Psychiatrie — soweit Sprachstörungen zur Geltung kommen — endlich der Phonetik, wenn der Sprachklang untersucht werden soll. Solange aber nicht erkannt wird, dafs die Kunst der Rede der wissenschaftlichen Forschung unterliegen mufs, wie jeder andere geistige Ausdruck, wird ihre Pflege nur geringe Erfolge aufzuweisen haben.

Richard Wallaschek.

Inhalt.

Einleitung.

Nicht um Schönrednerei handelt es sich, nicht um pathetische Deklamation und nicht bloſs um richtige Aussprache oder Stimmbildung. Die Kunst der Rede hat, wie jede andere Kunst, die Aufgabe, zu begeistern und zu überzeugen. Sie muſs das in einer Form tun, die vollkommen natürlich, frei und unbefangen erscheint, selbst wenn der Redner und die Zuhörer wissen, daſs der Vortrag sorgfältig vorbereitet und nur durch eingehendes Studium so geworden ist, wie ihn das Publikum hört. Hier wie überall hat die Erziehung nicht die Aufgabe, einer natürlichen Entwicklung entgegenzuarbeiten. Im Gegenteil, sie soll die natürliche Entwicklung fördern und deren Ergebnisse verbessern helfen. So wie die Kultur im Pflanzenreich das natürliche Produkt keineswegs vernichtet, sondern verbessert und vervollkommnet, so hat auch die Kultur der Rede nicht den Zweck, statt der natürlichen Sprache eine künstliche, unnatürliche, dekorative zu schaffen, sondern den Eindruck vollkommener Natürlichkeit zu erreichen. Wie oft hört man sagen, daſs es am besten sei, wir würden so reden, „wie uns der Schnabel gewachsen ist". Als wenn uns der Schnabel immer tadellos gewachsen wäre! Würden wir diesen Rat wörtlich befolgen, so könnten wir höchstens „Papa" und „Mama" sagen. Alles übrige, insbesondere die Unarten und Fehler der Rede, haben wir erst gelernt, wenn auch nicht bei einem offiziellen Lehrer und in einem dazu bestimmten Kurse, so doch durch die Notwendigkeit des Lebens. Wenn wir also schon lernen und, ohne es zu wissen und zu wollen, auch schlecht lernen, warum sollte gerade dieses Gebiet des Unterrichts nicht in ein System gebracht und ebenso sorgfältig studiert werden wie die Kultur der Pflanzen und der Feld-

früchte? Die Zeit, in der wir glauben konnten, es sei am besten, alles Organische in der Natur wild aufwachsen zu lassen, ist längst vorüber. Sie ist es insbesondere deshalb, weil sich die Mifsstände deutlich herausgestellt haben, die durch eine vollkommene Verwilderung der Redekunst überall dort aufgetreten sind, wo sie das einzige Medium der Mitteilung und des Unterrichts ist. Wir müssen also lernen, nicht um einen Erfolg zu erzielen, der unserer natürlichen Entwicklung entgegentritt, sondern um deren Früchte in höchster Vollkommenheit darzustellen.

Gegen die Pflege der Redekunst ist in neuerer Zeit ein Vorurteil entstanden, zu dem das Studium der alten griechischen Rhetorik geführt hat. Die Griechen waren seit jeher gute Sprecher, waren sie doch in ihrem Mitteilungsbedürfnis fast allein auf die Sprache angewiesen. Sie haben ihre Fähigkeit so weit ausgebildet, dafs sie auch Sinn für eine schöne Sprache gewannen. NIETZSCHE hat das Wesen des griechischen Dramas richtig erfafst, als er sagte, die Griechen seien in das Theater gegangen, um dort schön reden zu hören. Sie waren imstande, sich an einer schönen, klangvollen Sprache zu berauschen. So vorteilhaft diese Eigenschaft für sie war, hat sie doch mit der Zeit auch ihre Nachteile gehabt. Die Griechen haben allmählich die Redekunst zur Virtuosität ausgebildet, haben diese Virtuosität zu spitzfindigen, dialektischen Kunststücken mifsbraucht und sind schliefslich, am Ende der römischen Kaiserzeit, richtige Schwätzer geworden. Aus dieser Tatsache brauchen wir aber nicht die Notwendigkeit abzuleiten, dafs unsere Pflege der Redekunst zu demselben traurigen Ergebnisse führen würde. Dies schon deshalb nicht, weil wir für alle Folgen der Rede ein natürliches Gegengewicht haben: die schriftliche Mitteilung, die bei uns eine viel gröfsere Rolle spielt, als dies bei den alten Griechen möglich war. Wir können mithin die Redekunst getrost pflegen, ohne befürchten zu müssen, dafs wir uns damit von der natürlichen Ausdrucksweise entfernen und schliefslich in denselben Fehler verfallen werden wie die Griechen.

Selbst wenn Zweifel und Bedenken gegen die Pflege der Rede nicht entstanden sind, hat man doch vielfach geglaubt, dafs sie deshalb überflüssig sei, weil sich die Redekunst nicht

lehren lasse. Ich kann nicht begreifen, wie gerade auf dem Gebiete der Rede eine derartige Meinung entstehen konnte. Ich zweifle keinen Augenblick, dafs es einzelne Menschen gibt, an denen jede Bemühung, sie auch nur zu halbwegs geeigneten Rednern heranzubilden, vollständig fruchtlos ist. Es hat eben jeder Mensch ein Gebiet, auf dem er selbst mit dem besten Willen nichts erlernen kann. Aber daraus folgt noch nicht, dafs gerade die Kunst der Rede für alle Menschen durch Studium weder erreichbar noch halbwegs zu vervollkommnen sei. Es gibt noch viele andere Künste und Wissensgebiete, zu denen man die Begabung in noch viel höherem Mafse von Natur aus mitbringen mufs als zur Rede. Auch der Komponist mufs zum Komponieren geboren sein. Aber daraus folgt nicht, dafs wir sämtliche Musikschulen schliefsen, jeden Musikunterricht aufgeben und die Ausbildung des Komponisten ihm selbst überlassen sollen. Auch zum Feldherrn mufs man geboren sein, aber daraus folgt nicht, dafs sämtliche Militärschulen überflüssig sind. Schon um zu wissen, wer zu einem bestimmten Beruf geboren ist und wer nicht, schon dazu brauchen wir die Schule, brauchen wir den beständigen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler, bei dem sich erst das Vorhandensein bestimmter Fähigkeiten herausstellt. Die meisten Menschen wissen selbst nicht und ihre Nebenmenschen wissen es noch viel weniger, welche Fähigkeiten in ihnen schlummern und der Entwicklung wert sind. Noch jeder Mensch, der durch den Beruf zum beständigen Gebrauch der Rede gezwungen war, hat an sich die Erfahrung gemacht, dafs er keineswegs als fertiger Redner auf die Welt gekommen ist, sondern durch beständige Übung das Reden entweder erst erlernt oder mindestens vervollkommnet hat. In dieser einen Beziehung geht es dem Redner nicht anders als dem Schauspieler. Sie haben beide einmal einen Mifserfolg gehabt. Sie haben beide erst im Leben oft durch sehr traurige Erfahrungen lernen müssen. Ohne Lernen ist heutzutage gar nichts mehr zu erreichen, weder in der Kunst der Rede noch sonst auf einem andern Gebiet. Und nicht nur die äufsere Form der Rede, auch das Innenleben des Redners erfordert Pflege und sorgfältige Trainierung. Es ist gar nicht so einfach, als man glaubt, in den ungewöhnlichen Verhältnissen, in denen

ein Redner vor einem Publikum steht, sich so natürlich und unbefangen zu benehmen und zu äufsern wie vor einem Freunde, an dessen Umgang man gewöhnt ist. Aber die Fähigkeit, auch hier die Unbefangenheit nicht zu verlieren, kann erworben werden und ist unzähligemale erworben worden. Wenn unsere Nerven selbst die Fähigkeit besitzen, sich an den Anblick eines tiefen Abgrundes zu gewöhnen, wenn der Arbeiter, der ein hohes Gerüst zu besteigen hat, durch beständige Übung dahin gebracht wird, den Schwindel, der ihm von Natur aus anhaftet, zu verlieren, so ist es auch möglich, die Angst vor dem Publikum zum mindesten auf ein so geringes Mafs herabzusetzen, dafs sie auf den rednerischen Ausdruck keinen nachteiligen Einflufs mehr ausübt.

Die häufig vorgebrachte Ansicht, dafs derjenige, der nicht zum Redner geboren sei, das Reden nicht erlernen könne, der andere aber, der das Rednertalent von Natur aus besitze, nichts zu lernen brauche, diese Ansicht wird in ihrer ganzen Widersinnigkeit am besten durch die Analogie mit der musikalischen Begabung widerlegt. Wenn in einer Familie zweierlei Arten von Kindern vorkommen, musikalische und unmusikalische, welchen von beiden läfst man Musikunterricht erteilen? Verlangt man etwa, dafs der Musikunterricht den Unmusikalischen musikalisch machen soll? Gewifs nicht. So wird es auch Leute geben, aus denen nie ein Redner zu machen ist. Und glaubt man etwa, dafs die Musikalischen nichts lernen sollen? Gerade deshalb, weil sie musikalisch sind, wäre es ewig schade, wenn sie nichts lernten. Vor allem läfst man die Kinder unterrichten, um zu sehen, ob sie musikalisch sind. Genau dasselbe gilt von jedem andern Unterricht und die Pflege der Rede macht von dieser Regel in keiner Richtung eine Ausnahme.

Für die Lehrbarkeit des rednerischen Ausdruckes spricht schliefslich die Tatsache, dafs die Theologen aller Bekenntnisse das Reden seit vielen hundert Jahren und, wenn man von den Universitäten absieht, seit mehr als tausend Jahren systematisch lehren und damit den gröfsten Erfolg erzielen. Den stilistischen Ausdruck bei der schriftlichen Mitteilung haben wir alle auch erst gelernt und werden uns wohl auch stets bemühen, ihn zu lehren, selbst wenn wir wissen, dafs manche

Leute, die eben nicht zu Stilisten geboren sind, darin immer nur sehr geringe Fortschritte machen werden.

Um Mifsverständnissen vorzubeugen, mufs gleich hier darauf hingewiesen werden, dafs ein grofser Unterschied besteht zwischen dem Vortrag des Redners und der Deklamation des Schauspielers. Sie haben genau genommen gar nichts miteinander gemein. Der Schauspieler hat eine andere Persönlichkeit wiederzugeben, der Redner gibt sich selbst. Beide reden, aber die innere, psychische Leistung ist bei beiden vollkommen verschieden. Wir kommen auf diesen Unterschied noch später zurück und erwähnen ihn hier nur, um von vornherein der vielverbreiteten Meinung entgegenzutreten, es könne das Vortragen von einem Schauspieler gelehrt werden. Das ist ebensowenig möglich, als dafs die Schauspielkunst von einem Redner gelehrt werden kann. „Ich hab' es öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren. Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist“, was ungefähr derselbe Fehler wäre, als wenn der Schauspieler lediglich ein Redner sein wollte.

Daraus folgt nicht, dafs ein Schauspieler unter gar keinen Umständen ein geeigneter Lehrer der Redekunst sein kann, ich will nur sagen, dafs, wenn er sich dazu eignet, diese Gabe aufserhalb seines eigentlichen Berufes liegt. Er ist dann eben auch noch etwas anderes als Schauspieler.

Als leitender Grundsatz sei schliefslich hervorgehoben, dafs es sich in der Redekunst nicht nur um die Aneignung und gewandte Verwendung äufserer Redeformen handelt, sondern auch um den Einflufs auf das seelische Innenleben des Redners und seiner Zuhörer.

I. Der äufserlich wahrnehmbare Redeausdruck.

1. Psychologische Grundlagen der Sprache.

Ich schliefse mich im folgenden der Anschauung an, dafs, historisch betrachtet, das allererste und einfachste Mittel unseres Willens- und Gefühlsausdrucks die Gebärde ist. An sie schliefst sich in gewissen Fällen zunächst der rein reflektorische Schrei oder Laut und dann erst der absichtliche Gebrauch gewisser

Laute, bei denen das Individuum bereits die Erfahrung gemacht hat, dafs sie eine bestimmte Wirkung haben. Dann erst fangen wir, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu sprechen an. Wir werden aber selbst bei der entwickelten Sprache noch deutlich beobachten können, dafs psychologisch ein grofser Unterschied besteht zwischen dem Ausdruck unserer Gedanken und dem ganz unwillkürlichen, unüberlegten Ausdruck unserer Gefühle. Ich habe auf diesen Unterschied an anderer Stelle (Psychologie der Vorstellung, Leipzig, 1905, S. 9) aufmerksam gemacht. Ich will hier nur kurz darauf hinweisen, dafs der unwillkürliche und der Gefühlsausdruck psychisch ganz anders verlaufen als der Gedankenausdruck. Während wir diesen erst überlegen und sorgfältig stilisieren müssen, kommt das Gefühl ganz automatisch zum Ausdruck. Es sei hier auch daran erinnert, dafs wir in der Sprache des gewöhnlichen Lebens unsere sämtlichen Höflichkeitsphrasen aus solchen ganz automatisch ablaufenden Worten und Sätzen zusammensetzen. Wer jemand einen „guten Tag" wünscht, wer auf einen Wunsch mit der Phrase „danke, gleichfalls" antwortet usw., denkt nicht im geringsten an das, was diese Worte ausdrücken. In manchen Fällen vielleicht sogar an das Gegenteil. Ohne unser Zutun, rein automatisch, laufen diese Worte ab. Sie gehören ebensogut zur glatten Abwicklung unserer Konversation wie die wohl überlegten, durchdachten und in jedem Detail beabsichtigten Worte. Wir werden auch die Erfahrung machen, dafs jeder Mensch bei der Ausübung seines Berufs, lediglich durch Gewohnheit, gewisse Worte, die er immer wiederholen mufs, sich so aneignet, dafs deren Aussprache automatisch verläuft, ohne dafs der Redner an das denken mufs, was er im Augenblick sagt. So ordiniert der Arzt bei gewöhnlichen, typischen, Fällen ganz automatisch, so gibt der Anwalt im laufenden Geschäfte des Tages unzähligemale automatisch seinen juristischen Rat, so gebraucht auch der erfahrene Lehrer, der seinen Gegenstand zum soundsovielten Male vorträgt und vollständig beherrscht, immer wieder automatische Phrasen, bei denen sein Geist vollständig ruht. Derartige Fälle sind durch klinische Beispiele, die oft von überraschender Tragweite sind, erwiesen worden, durch Beispiele, bei denen eine Gehirnkrankheit es ganz unmöglich machte,

dafs der Sprecher auch innerlich an das gedacht hat, was er äufserlich richtig ausdrückte.

Damit soll keineswegs diese Art von automatischem Ausdruck herabgesetzt oder geringschätzig behandelt werden. Ursprünglich hat ja der Sprecher bei allen diesen Worten an das gedacht, was er hat sagen wollen. Erst im Laufe der Zeit ist der Ausdruck automatisch geworden. Ich glaube sogar, dafs man von dem Reichtum der einem Sprecher automatisch zu Gebote stehenden Redewendungen nicht nur auf seine Übung, sondern auch auf die Tiefe und Mannigfaltigkeit seiner Gedanken schliefsen kann. Aber im Augenblick des Sprechens müssen diese Worte, so sehr sie ursprünglich durchdacht waren, rein automatisch zu Gebote stehen. Das mufs schon deshalb möglich sein, weil der Redner, während er einen Satz spricht, schon an den nächsten denken mufs, weil er die ganze Anlage seiner Rede im Kopfe festhalten mufs, also unzählige Gedanken vor sich hat, während er nur einen einzelnen zum Ausdruck bringt. Wenn er da nicht das Wort so weit beherrscht, dafs ihm die Rede, wie man zu sagen pflegt, von selbst kommt, wird er nie fliefsend zu sprechen imstande sein. Auch die vielen Eindrücke, die der Redner durch das Verhalten des Publikums aufnimmt und die ihm auch wieder neue Gedanken und Gefühle zuführen, auch sie beeinflussen den Verlauf seiner Gedanken und nötigen ihn, eine Menge Dinge rein automatisch auszusprechen, an die im einzelnen zu denken er im Augenblick nicht in der Lage ist. Einen solchen automatisch zu Gebote stehenden Wortschatz wird jeder Redner erwerben müssen, wenn er fliefsend und ungezwungen sprechen will.

So vorteilhaft er für den Redner ist, so gefährlich kann er ihm auch werden. Die Augenblicke, in denen der Redner an das nicht denkt, was er sagt, sind zugleich die, in denen er, wenn er nicht geübt ist, am leichtesten entgleist. Die Hörer oder Schüler haben leicht lachen, wenn sie ruhig dasitzen und ganz unbefangen das Wort des Redners entgegennehmen und dabei bemerken, dafs irgend eine Konstruktion nicht ganz richtig oder widersinnig gewesen ist. Aber noch kein Redner der Welt hat jemals so gesprochen, dafs ihm nicht in irgend einem Teile der Rede, bei dem rein auto-

matischen Gebrauche gewisser Worte eine kleine Entgleisung widerfahren wäre. Über solche Fehler kann und mufs der Redner ruhig hinweggehen, wenn er sie einmal bemerkt. Nur wenn sie zu auffallenden Widersprüchen führen könnten, soll er sich verbessern. Das Unangenehme bei diesen Entgleisungen ist (ein Autor hat sie einmal die „hopsende Zunge" genannt), dafs sie dann am leichtesten vorkommen, wenn der Redner in Begeisterung gerät. Wenn er einmal in Schwung kommt, wenn ihn das Gefühl vollständig beherrscht und infolgedessen die ruhige Überlegung aufhört, dann ist oft gar nicht abzusehen, welche ganz merkwürdigen Konstruktionen ihm entschlüpfen. Aber ebenso merkwürdig ist, dafs einen grofsen Teil davon das Publikum gar nicht merkt, weil es durch den Redner in dieselbe Begeisterung und Denkmüdigkeit versetzt worden ist, in der er sich selbst befindet. Man kann sagen, dafs jeder Redner mindestens dreimal soviel Fehler macht, als der Zuhörer merkt. Man wird aber auch andererseits die Erfahrung machen können, dafs, wenn ein gewandter Zuhörer nicht blofs auf den Inhalt, sondern auch auf die Form der Rede, auf jedes Wort achtet, er bemerken wird, wie sich ein ungeübter Redner eigentlich in einemfort in lauter Fehlern, falschen Konstruktionen, unvollendeten Sätzen und unrichtigen grammatischen Beziehungen ausdrückt. Man lasse ihn nur einmal in einen Phonographen sprechen oder stenographiere, ohne dafs er es weifs, seine Rede wörtlich mit und lasse sie dann drucken. Es ist geradezu erschreckend, zu sehen, was für Wörter und Konstruktionen selbst in Reden unterlaufen, die uns beim Anhören gar nicht so fehlerhaft vorgekommen sind, als sie uns bei ruhiger Überlegung vorkommen müfsten. Immerhin werden wir uns vor dem Überwiegen automatischer Redeformen ebenso zu hüten haben wie vor der gänzlichen Unfähigkeit, sie zu gebrauchen.

Um nicht bei allgemeinen Bemerkungen stehen zu bleiben, will ich Beispiele von solchen automatischen Entgleisungen geben. Bei einer Feier zu Ehren eines Abgeordneten sagte einmal der Festredner: „Fünfundzwanzig Jahre hat der hochverehrte Herr Abgeordnete an dieser Stelle gewirkt, zum Wohl und Wehe seines Volkes." „Wohl und Wehe" ist eben eine so oft angewendete, automatisch gewordene Redewendung, dafs

sie leicht gebraucht wird, ohne dafs man an ihre Bedeutung denkt. Bei einem nationalen Fest meldete sich eine junge Dame, die im Namen der Mädchen und Frauen des Ortes einige Worte zu der Versammlung sprechen sollte. Sie war im Anfang begreiflicherweise sehr befangen. Als sie aber merkte, dafs ihre Rede schliefslich doch ohne Unterbrechung verlief und beim Publikum Anklang fand, geriet sie in Begeisterung und sprach zum Schlusse mit erhobener Hand, lauter Stimme, geröteten Wangen und klopfendem Herzen die Worte: „Deutsche sein und Deutsche bleiben, solange noch ein Tropfen Blutes in unseren Adern fliefst, solang die deutschen Berge zum Himmel ragen und die deutschen Ströme nach dem Meere eilen. Ja, wir wollen ewig deutsche Jungfrauen bleiben." Natürlich merkte sie im Augenblick nicht, welch furchtbaren Schwur sie geleistet hatte. Aber das schallende Gelächter des Publikums und der Aufschlufs, den ihr einige Freunde darüber gaben, klärte sie über den Sinn ihrer Rede auf. Da es Sammlungen genug gibt, die derartige Aussprüche von allen möglichen Rednern der verschiedensten Berufe sorgfältig aufzeichnen (Kathederblüten), brauchen wir die Beispiele nicht zu vermehren, nachdem wir einmal ungefähr die Richtung angedeutet haben, in welcher sich die Fehler bewegen. Wir wollen nur noch sagen, dafs kein Redner glauben darf, ähnliche Fehler jemals ganz vermeiden zu können. Er kann nur deren Zahl und vielleicht auch deren Beschaffenheit auf ein geringes Mafs beschränken.

Die wenigsten denken daran, dafs die Rede vor einem Publikum im wesentlichen dieselben Eigenschaften haben müsse, die im Gespräch zwischen zwei Personen mafsgebend sind. Wenn wir jemand etwas sagen, so reden wir nicht um des Redens willen, wir wollen mit dem Reden auch etwas erreichen. Jede Rede ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erreichung eines Zwecks. Wer das im Auge hat, der wird von vornherein die Rede von dem gewöhnlichen Ballast ganz unnützer und überflüssiger Worte befreien. Er wird auch bemüht sein, diese Rede und damit sich selbst dem andern möglichst sympathisch zu machen, denn das sympathische Auftreten der ganzen Persönlichkeit unterstützt die Wirkung der Rede. Andererseits wird auch der, der eine

Rede anhört, sei es im Publikum oder im Gespräch zwischen zwei Personen, schon an der Form der Rede merken, was für einen Menschen er vor sich hat und wird danach sein Verhalten einrichten. Es gilt deshalb heute noch die Regel, die schon Cicero (de oratione II, 77, 310) jedem Redner empfohlen hat: „Tribus rebus omnes ad nostram sententiam perducimus, aut docendo, aut conciliando, aut permovendo." Das gilt nicht nur für den öffentlichen Redner, es gilt auch für das Privatgespräch. Wer etwas sagen und damit etwas erreichen will, mufs es zuerst möglichst klar und einfach ausdrücken (docendo), er mufs sich seinem Partner sympathisch machen (conciliando) und er mufs es so vorbringen, dafs er ihn dafür erwärmt, gewinnt, begeistert (permovendo).[1] Es gibt aber freilich im gewöhnlichen Verkehr wie im Umgang mit den Zuhörern Menschen genug, die glauben, das Publikum oder den einzelnen nicht erst gewinnen zu müssen, sondern die glauben, ihm imponieren zu können. In gewissen Fällen mag das der richtige Weg sein. Aber wer mit Menschen umzugehen gewohnt ist, der erkennt solche unaufrichtige Sprecher ebenso leicht, wie gerade ein naives Publikum die innere Unwahrheit eines Redners gleich nach seinen ersten Worten herausfindet. Es kommt eben ganz darauf an, wen man vor sich hat, ob eine auf der Höhe der Kultur stehende Persönlichkeit oder einen Durchschnittsmenschen.

Es ergibt sich daraus, dafs es sich bei einer Rede, bei der immer der Zweck im Auge behalten werden mufs, nicht blofs um Worte und deren Stil handelt, sondern um den Eindruck der ganzen Persönlichkeit. Denn nicht nur mit dem Mund gewinnen wir unsern Nebenmenschen, sondern mit unserm ganzen Wesen, bei dessen Erkennbarkeit der Mund nur einer der vielen Vermittler ist. Von diesen andern Hilfsmitteln sprechen wir noch später.

---

[1] Cicero hat damit ganz unbewufst eine Regel aufgestellt, in der ein moderner Psycholog die Forderung erkennen wird, dafs jede Art unserer Geisteskräfte beeinflufst werden sollte: das Denken (docendo), das Fühlen (conciliando) und das Wollen (permovendo).

2. Deutlichkeit der Aussprache und Klarheit der Konstruktion.

Wer das Wort in seiner Gewalt hat, mufs bedenken, dafs es getragen wird von der Stimme. Die alte, immer wieder vorgebrachte Klage der Zuhörer, dafs sie den Redner nicht verstanden hätten, dafs er nicht laut und deutlich genug gesprochen habe, kann den angehenden Rednern nicht oft genug vorgehalten werden. Es gilt hier vor allem der Grundsatz, dafs der Redner nicht blofs so sprechen mufs, dafs ihn die Hörer verstehen können, sondern so, dafs sie ihn verstehen müssen (wie schon Quintilian sagt), und sich hierbei nicht im mindesten anzustrengen brauchen. Sehr viele Redner glauben, dieses Verlangen dadurch zu erfüllen, dafs sie möglichst laut sprechen und aus Leibeskräften schreien. Dieses Verfahren ist das ungeschickteste, das der Redner einschlagen kann. Nicht nur ermüdet er dabei selbst allzufrüh, er ermüdet mit der Zeit auch die Hörer durch den zu gleichmäfsigen starken Ton und ist durchaus nicht sicher, ob die Akustik des Saales dieses Schreien überhaupt verträgt. Es gibt Räumlichkeiten genug, in denen ein zu lauter Sprecher schwerer verstanden wird als einer, der sich in gewöhnlicher Stimmstärke äufsert. Ein oft nur ganz schwaches Echo verwischt nämlich leicht den Eindruck der zu stark gesprochenen Worte. Der Redner mufs deshalb auch auf die Schallwirkung seiner Stimme achten und in Räumen, die er nicht kennt, zuerst sorgfältig versuchen, ob seine Stimme rückwirkt oder nicht. Ein gewandter Sprecher hat das meist nach den ersten gleichgültig hingeworfenen Sätzen herausgefunden. Er mufs nur überhaupt darauf aufmerksam gemacht worden sein, zunächst auf die reine Schallwirkung seines Wortes zu achten.[1]

Es geht da dem Redner so wie dem Sänger, von dem wir längst wissen, dafs auch schwache Stimmen sich in grofsen Räumen geltend machen können, wenn der Sänger die Stimme zu behandeln versteht, wenn er sie frei ausströmen läfst und ihr durch die richtige Mundstellung den notwendigen

---

[1] Schätzenswerte Regeln über Behandlung und Bildung der Stimme in M. Seydels Grundfragen der Stimmkunde. 1909.

Rückhalt gibt. Man sagt dann: die Stimme trägt. Ein solches Tragen ist meist dadurch zu erreichen, dafs der Sänger oder Redner veranlafst wird, den Mund ordentlich aufzumachen, natürlich nicht aufzusperren wie einen Löwenrachen, sondern so zu öffnen, dafs die Luft frei ausströmen kann. „Mund auf" ist die erste Regel, die man dem Sprecher geben mufs. Wer sie befolgt, zieht daraus noch einen andern Vorteil. Wenn man nämlich den Mund sorgfältig öffnet, spricht man schon deshalb etwas langsamer, als wenn man nur die Lippen leise bewegt. Dadurch gewinnt man Zeit, über vergangene Konstruktionen und künftige nachzudenken, dadurch verhindert man auch, dafs die Worte und deren Sinn schliefslich so ineinander geraten, dafs weder Redner noch Zuhörer einen Ausweg finden. Man denke ferner daran, tief, langsam und leise anzufangen und glaube ja nicht, dafs der Ton der Stimme ein so gleichgültiges Element ist, wie gewöhnlich gesagt wird. So wie ein Sänger, so mufs auch ein Redner, wenn er sich sorgfältig vorbereitet und wirklich etwas Vollkommenes leisten will, die Stimmstärke zu behandeln verstehen. Er mufs die Stimme schattieren, schon durch den Ton Haupt- und Nebensatz unterscheiden. Er mufs auch den Stimmklang aufbauen wie einen Satz einer Symphonie, bis er einen gewissen Höhepunkt erreicht hat und von hier aus wieder abfällt. Das alles kann natürlich nicht rein mechanisch einstudiert werden. Der innere Anteil, den ein Redner an dem Gegenstand nimmt, den er vorträgt, wird in den meisten Fällen schon von selbst die nötige Stimmstärke mit sich bringen. Aber es ist immerhin nötig, den Redner auf die Wichtigkeit des deutlichen, nicht zu lauten und in der Klangstärke abwechselnden Aussprechens aufmerksam zu machen. Wenn er infolgedessen nur einige Male während der Rede an die ihm gegebene Regel denkt, so wird sich der Erfolg schon von selbst einstellen. Mechanisch einstudieren läfst sich natürlich die Stimmbehandlung einer Rede für die ganze Zeit ihrer Dauer nicht.

Neben der entsprechenden Stärke der Stimme trägt auch die Aussprache zum Verständnis bei. Wir haben schon darauf hingewiesen, dafs es nicht für jeden Redner nötig sei, ein sogenanntes Bühnendeutsch zu sprechen.

Die deutsche Aussprache ist nun freilich ein Gebiet, über

das die Gelehrten erst allmählich einig zu werden beginnen. In der Mehrzahl der Fälle wird man bemerken, dafs ein Redner fast immer die Aussprache des deutschen Stammes als die schönste und richtigste bezeichnet, dem er selbst angehört. Zum mindesten beehren einander die beiden grofsen Gruppen der Nord- und Süddeutschen mit allerlei geringschätzigen Vorwürfen. Man bemerkt eben viel leichter den Splitter im Auge des Nächsten, als den Balken im eigenen. Dem Süddeutschen wird der Mangel an Umlauten, Verwechslung von harten und weichen Konsonanten, von a und o, e und ä und ähnliches vorgeworfen, bei dem Norddeutschen wird der kehlige Ansatz, das Sprechen mit beinahe geschlossenem Mund, Verwechslung von g und ch, sogar von g und j, r und a und das Silbenstottern bemängelt. Während der Norddeutsche die Silben einzeln, kurz, hervorstöfst (The-a-ta statt Theater), zieht sie der Süddeutsche in einen Laut zusammen. Das schlimmste an dieser mit liebevollem Behagen geübten Kritik des — andern ist, dafs alle beide recht haben. Die deutsche Sprache hat meistens nicht den sinnlichen Wohlklang des Italienischen oder den fein nuancierten Hauch des Französischen, der Deutsche hört auch weniger mit dem Ohr als mit dem Verstand und dem Herzen, aber der Redner wird trotzdem auch mit dem deutschen Sprachklang zu wirken imstande sein, wenn er sich nur überhaupt um ihn kümmert und in der Aussprache extreme Absonderlichkeiten vermeidet. Wer aufrichtig fühlt und vernünftig denkt, dem wird die deutsche Muttersprache nie ein Hindernis des Ausdrucks sein.

Erst durch die Fortschritte der Phonetik ist klar geworden, dafs die deutsche Schriftsprache nirgends tatsächlich besteht, sondern nur die Mundart. Sie ist nicht nur das Ursprüngliche, sie ist auch das allein Wirkliche. Natürlich glauben die Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme, dafs ihre Aussprache der Schriftsprache am nächsten kommt, aber sie irren, wenn sie meinen, dafs sie nicht noch Elemente in die Sprache bringen, von denen die Schrift nichts weifs. Niemand trachte, als Redner seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten deutschen Stamme zu verleugnen oder glaube, sie auch nur verleugnen zu können. Er vermeide Extreme und dialektische Fehler, namentlich Konstruktionsfehler, bringe aber im übrigen sich selbst

vor. Ein Norddeutscher, der das Süddeutsche nachahmen wollte, oder umgekehrt, würde sich lächerlich machen. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Aufgabe des Schauspielers ist es, sich zu verleugnen, ein überdialektisches Bühnendeutsch zu sprechen oder auch Dialekte nachzuahmen, der Redner mufs sich selbst zum Ausdruck bringen, in deutlicher und geläuterter Form. Er mufs die Sprache der Gebildeten seines Stammes sprechen.[1] Für diese Rede kann die Kunstsprache der Bühne nur die Richtung angeben, nach welcher sie sich bewegen mufs, wenn sie nicht in alle Absonderlichkeiten der gemeinen Mundart verfallen will. „Wollen wir die einzige mittelbar zu verwendende Richtschnur, die über den Mundarten stehende Kunstsprache der Bühne, für alle deutschen Schulen brauchbar machen, so kann es nur mit der Einschränkung geschehen, dafs gröfsere mundartliche Gebiete für die Schule diejenigen Forderungen aus der Bühnensprache nicht zu übernehmen haben, die dem heimatlichen Gebrauche allzustark widerstreben und als geziert und unnatürlich empfunden werden müssen. Ein jeder von uns hat ein sehr feines Gefühl für diese Grenze, ja schon die Kinder haben es.“[2]

Zur Annehmlichkeit und Verständlichkeit der Rede gehört aber nicht nur die deutliche Aussprache und vernehmbare Stimme, sondern vor allem (und das wird am häufigsten

---

[1] Luick: Lautlehre l. c. (Einleitung), Literaturangabe S. 7.

[2] Siebs, Theodor: Deutsche Bühnenaussprache, 10. Aufl., S. 20. Bonn 1912.

Der Grundsatz, dafs die „orthoëpischen Fragen nicht allgemein für das ganze Sprachgebiet, sondern nur für jede Sprachprovinz besonders zu lösen sind“ (Luick), beginnt allgemeine Geltung zu erhalten. Demgemäfs entstanden Lautlehren:

für Sachsen Schumann, Paul: Der Sachse als Zweisprachler, Dresden 1904,

für die österr. Alpenländer und Wien, Luick, Karl, l. c.,

für die Schweiz, Leumann, Julius: Die Aussprache des Deutschen, Frauenfeld 1905,

für das deutsche Rufsland, Krebsbach, Heinrich, Über die Aussprache des Deutschen in Rufsland. Pädagog. Anzeiger f. Rufsland, 8. 1911,

für Siebenbürgen, Scheiner, D. A.: Die deutsche Bühnenaussprache und unser Schuldeutsch. 4. Jahresbericht der Volksschule in Metiasch 1902/3. Zitiert nach Siebs l. c., S. 22.

übersehen) die einfache, klare Konstruktion. Wer seinen Gedanken in eine endlose Reihe von Haupt- und Nebensätzen einschachtelt, dafs er selbst den rettenden Faden kaum zu finden vermag, wird auch den Hörern das Verständnis erschweren, auch wenn er noch so deutlich redet und schön ausspricht. Wer zuviel von der Denkkraft seiner Zuhörer erwartet, wer ihnen den Gegenstand so beibringt, dafs sie sich zu sehr anstrengen müssen, um dem Sinn der Rede zu folgen, wird den Vorwurf der Undeutlichkeit ebenso auf sich nehmen müssen wie der, der zu leise spricht. Die stilistische Konstruktion einer Rede ist es, die dem Anfänger die meisten Schwierigkeiten bereitet. Viele geben in der Regel einfach das wieder, was sie sich zu Hause aufgeschrieben haben. Damit ist schon der erste Fehler begangen, denn das, was geschrieben ist, ist für wesentlich andere Wirkungen berechnet als das, was gesprochen wird. Der Ausspruch, der in manchen Lehrbüchern der Rhetorik zu finden ist: „Sprich, wie du schreibst“ ist wohl das Unzutreffendste, was man einem Redner raten kann. Wer in seiner Rede einfach Geschriebenes wiederholt, sagt in vielen Fällen mehr ats nötig ist, d. h. er gebraucht zu viel Worte, verwendet zu subtile Gedanken und Wortbeziehungen, in andern Fällen sagt er viel zu wenig, weil er alle die Hilfsmittel nicht gebraucht, die der Redner vor dem Schriftsteller voraus hat. Als allgemeine Regel wäre ungefähr folgendes zu beachten:

a) Die geistvolle Sprache und der „blumenreiche“ Stil, schaden dem Redner noch mehr als dem Schriftsteller, nicht nur weil er den meisten Zuhörern widerlich ist, sondern weil er für das Ohr viel undeutlicher ist als für das Auge. Beispiele davon möchte ich in folgendem geben. So hat ein Redner das günstige Resultat der Wahlen seinem Publikum mit den Worten verkündet: „Der helle Klang der Wahlurne hat die Dornenhecke durchbrochen.“ Statt der Freude, die diese Worte bereiten sollten, haben sie nur Gelächter und Widerwillen erweckt. Ich denke bei dieser Gelegenheit auch an eine Rede, die der Rektor einer kleinen Universität hielt, als der junge Erbprinz in die Zahl der Hörer aufgenommen werden sollte. Er wollte ihn daran erinnern, dafs an der Seite des Prinzen auch andere Hörer den Studien obliegen

würden, die weniger mit Glücksgütern gesegnet seien und er gab diesem Gedanken mit den Worten Ausdruck: „Nicht jedem hat das Schicksal ein Rittergut in die Wiege gelegt". Man denke an den Erfolg dieser Wendung bei den lustigen Studenten. Demselben Redner entnehme ich aus einer Rede folgende Phrase: „Wir müssen den Gaul der öffentlichen Meinung reiten und ihm die Weichen kitzeln, bis das Blut spritzt". Noch schöner entwickelte er die Zustände auf der chirurgischen Klinik vor den erstaunten Mitgliedern des Landtags, indem er sagte: „Die Wanzen spazieren regimenterweise auf den Betten herum, die Mäuse halten Tag und Nacht ihren eklen Hexensabbat." Die Wirkung dieser Worte bestand zunächst in allgemeiner Heiterkeit, dann in Entsetzen über die Zustände auf der Klinik, dann aber, als sich herausstellte, dafs diese wunderbaren Stilblüten den wahren Tatbestand nicht kennzeichneten, da entstand eine Entrüstung über den Redner, die zur Folge hatte, dafs die Subvention nicht bewilligt wurde, die der Redner durch eine möglichst drastische, schönrednerische Schilderung der Zustände an der Klinik erreichen wollte. Schönreden mag eine sehr nützliche Sache sein, aber zu schön reden ist immer ein Unglück.

b) Viel wichtiger ist es, bei einfacher, sachlicher Darstellung doch auch eine gewisse Abwechslung im Ausdruck walten zu lassen. Kann es etwas Schrecklicheres geben, als wenn ein Lehrer seinen Vortrag jeden Tag, in jeder Woche, in jedem Monat, in jedem Semester, kurz während seiner ganzen Lehrtätigkeit, mit den stereotypen Worten einleitet: „Wir haben das letzte Mal ... usw."? Oder wenn er jeden, aber auch jeden Satz seines stotternd vorgebrachten Vortrags mit „nun" beginnt? Und doch sind solche Fälle gar nicht selten, doch wäre es so einfach und würde so wenig Mühe kosten, einmal eine andere Einleitungsphrase zu gebrauchen. Aber selbst dieser geringen Mühe unterzieht sich nicht jeder, weil eine mafslose Schlamperei und vollständige Nichtachtung, man möchte sagen absichtliche Geringschätzung des rednerischen Ausdrucks gerade in d e n Kreisen platzgegriffen hat, die ihn am meisten pflegen sollten. Einen noch ungünstigeren Eindruck macht es, wenn nicht nur Einleitungs- und Schlufsworte, sondern auch Witze und drastische Beispiele, die an

bestimmten Punkten des Vortrags alljährlich eingeflochten werden, auch pünktlich wieder jedes Semester und jedes Jahr dieselben bleiben, obgleich sie schon längst von sämtlichen Hörern und in allen Gesellschaftskreisen der Stadt kolportiert worden sind. Wie wenig Nachdenken würde es beanspruchen, den Vortrag hier durch immer neue, wechselnde Beispiele zu beleben. Trotzdem unterbleibt auch dies in vielen Fällen, denn es gilt der Grundsatz, in der Redekunst dürfe man nichts lernen, da sei die „natürliche“ Sprache die, die voller Fehler ist. Als ob der Acker der beste wäre, auf dem lediglich das Unkraut gedeiht!

3. Hilfsmittel der Sprache.

a) Der Tonfall.

Zu den wesentlichen Hilfsmitteln des Sprechers gehört der Tonfall. Er trägt wesentlich zum Verständnis des Gesprochenen bei und zeigt auch dann, wenn man nicht weifs, was der Redner meint, an, wie er es meint. Jedem halbwegs geübten Sprecher ist es möglich, irgend ein Lesestück in verschiedenem Tonfall vorzutragen. Entweder in dem einfachen naiven Tonfall, den die Schulkinder beim Lesen anzunehmen pflegen, oder in dem eintönigen, den ein gelangweilter Sprecher anschlägt, der seine Sache teilnahmslos herunterleiert, oder in dem Ton des aufgeblasenen, blasierten Gecken, der sein Stück gleichsam von oben herab behandelt oder in dem unterwürfigen, flehenden Tonfall, mit dem ein Bittsteller seinen Wunsch vorbringt, oder in dem drohenden, mürrischen, unwilligen Tonfall, in den ein Redner verfällt, wenn er nur wider Willen, mifsmutig seine Sache spricht. Alle diese Fälle lassen sich natürlich nur durch das lebendige Beispiel, den wirklichen Vortrag klar machen. Aber in jedem Fall üben sie auf die Hörer, auf ihr Interesse, auf ihre Teilnahme einen wesentlichen Einflufs aus. Man kann sagen, dafs der Erfolg einer Rede, ihre Überzeugungskraft, ihre Begeisterungsfähigkeit in nicht geringem Grade von dem Tonfall abhängt.

Schauspieler haben in der Regel ein so feines Gefühl für den Tonfall, in dem sie eine bestimmte Dichtung vortragen sollen, dafs sie ihn instinktiv treffen, selbst wenn sie den Sinn

des Gedichts noch nicht ganz verstanden haben. Der verstorbene Wiener-Burgtheaterdirektor ALFRED VON BERGER hat, wie er in seiner Hamburgischen Dramaturgie sagt, wiederholt die Erfahrung gemacht, dafs gerade gute Schauspieler den richtigen Tonfall sofort herausfinden, auch wenn sie erst nachher den Sinn eines Gedichtes kennen lernen, indem sie, abgesehen von der Deklamation die betreffende Dichtung ganz ruhig für sich selbst lesen und überlegen. Der Tonfall ist hier etwas, was nicht auf Grund des Verständnisses eines Gedichts, sondern rein instinktiv dadurch erkannt wird, dafs man den Gefühlscharakter der Dichtung vollständig aufnimmt. Man fühlt das musikalische Element früher, als man das intellektuelle erkennt.

In dieser Mitwirkung des Tonfalles besteht auch der wesentliche Unterschied zwischen dem Stil eines geschriebenen Aufsatzes und einer gesprochenen Rede. Die Rede kann auf die Mitwirkung des Tonfalles rechnen und dadurch manches verständlich machen, was der Schriftsteller vielleicht erst ganz umständlich durch einen vollständigen Satz ausdrücken müfste. Umgekehrt kann der Schriftsteller auf das Erfassen bestimmter Beziehungen der Worte durch das Auge rechnen, deren Ausdruck dem Redner durch dieses Mittel unmöglich ist. Daher die grofse Verschiedenheit einer geschriebenen und einer gesprochenen Rede. „Eine Rede ist keine Schreibe“ pflegte der schwäbische Ästhetiker VISCHER zu sagen. Mit dem Tonfall mufs der Dichter auch dann rechnen, wenn er ein Werk für die Bühne schreibt. Dort mufs es als gesprochene Rede wirken und mufs darnach stilisiert sein. Ein Dichter, der nicht imstande ist, sich unausgesetzt die Bühne und die Wirkung des gesprochenen Wortes vorzustellen, wird dann bestenfalls ein Buchdrama schreiben, das sich sehr angenehm liest, dem aber die Wirkung auf der Bühne vollständig versagt ist. Diese Mitwirkung des Tonfalls ist es auch, die einen geschriebenen und dann erst wörtlich auswendig gelernten Vortrag für die Hörer meistens unerträglich macht. Es fehlt ihm das lebendige Element, das dem Vortrag den Charakter der Unmittelbarkeit gibt, und das nur dadurch zum Ausdruck kommt, dafs der Redner für die Sache fühlt, über die er spricht, und dadurch unwillkürlich den Tonfall beeinflufst. Durch ihn

deutet er auch den Unterschied von Hauptsatz und Nebensatz an, durch ihn gruppiert er die Rede nach ihren wichtigsten Bestandteilen und dem episodischen Beiwerk. So wichtig ist dieser Tonfall, dafs ein geübter Leser aus dem Stil eines Schriftstücks ohne weiteres erkennt, ob es ursprünglich als Rede oder als gedruckter Aufsatz gedacht war. Mir selbst ist es einmal geschehen, dafs ich eine beabsichtigte Rede, die ich aus irgend einem Grunde nicht halten konnte, als Feuilleton veröffentlicht habe und ein geübter Sprachforscher sofort, ohne von der ursprünglichen Bestimmung zu wissen, erkannt hat, dafs der Aufsatz als Rede gedacht war. Ja, er hat sogar einigen Stellen entnommen, dafs ich den Probedruck bei der Lektüre nachkorrigiert hatte, was natürlich in einer Weise geschah, die für das Lesen des Aufsatzes bestimmt war. Diese beiden Stilarten, die gesprochene und die geschriebene, waren für den feinen Kenner deutlich zu unterscheiden. Bekanntlich hat Sievers die beiden Bearbeitungen von Goethes Faust einer philologischen Analyse unterzogen und gefunden, dafs sich die Verschiedenheit des Stils hauptsächlich darauf zurückführen läfst, dafs jede dieser beiden Bearbeitungen in einem ganz andern Tonfall gesprochen werden mufs (Sievers a. a. O.).

Im Anschlufs an die Beobachtungen von Sievers fand Luick (siehe Literaturverzeichnis), „dafs in der literarisch geformten Rede gewisse musikalische Konstanten auftreten, welche beim sinngemäfsen Vortrag unabhängig vom Willen des Sprechenden durch die Eigenart des Textes ausgelöst werden“. Manche Texte drängen den Lesenden in eine höhere Stimmlage, andere in eine tiefere, manche ergeben einen Stimmklang, der zu einem Mollakkord pafst, andere einen Klang, der zu einem Durakkord stimmt, so dafs eine leise Klavierbegleitung, deren Akkorde zum Stimmklang harmonisch stimmen sollen, mit Moll und Dur zu wechseln hat. So merkwürdig diese Übereinstimmung erscheint und so schwer es für manches ungeübte Ohr ist, sie wahrzunehmen, so habe ich mich doch überzeugt, dafs ein für Klangwirkungen der Stimme empfindliches Gehör solche Übereinstimmungen und Disharmonien wahrnimmt. Tatsächlich hat Schubert in seinem Erlkönig ganz unabsichtlich und unbewufst gerade die Stellen

in Moll komponiert, bei denen schon die Stimme des Deklamators den Mollklang annimmt. Diese Beobachtung beweist aber auch, wie viel Klangmaterial in unserer Sprache liegt, das durch die Schrift auch nicht andeutungsweise ausgedrückt wird: Tonfall (Melodie), Tonstärke, Tonhöhe, Rhythmus, Takt, Tempo, Akkorde, und dafs deshalb die Regel „Sprich, wie du schreibst“ durchaus ungenügend ist. Wir schreiben nur den kleinsten Teil der Rede, wir stilisieren die Rede nicht nur anders als ein Schriftstück, wir bringen auch Elemente des Klanges und seiner zeitlichen Einteilung in die Rede, für die unsere Schrift keine Zeichen hat.

Nicht nur ist jedem Redner ein für ihn besonders charakteristischer Tonfall eigen, auch ganze Nationen verraten in ihrer Sprache eine gewisse Familienähnlichkeit des Tonfalls. Wer eine Sprache vollständig erlernen will, mufs nicht nur die richtige Aussprache, die richtige grammatische Konstruktion beherrschen, er mufs auch ein Ohr für den charakteristischen Tonfall der Nation haben und mufs diesen nachzuahmen imstande sein. Erst wenn er ihn beherrscht — und diese Beherrschung ist der schwerste Teil seiner Aufgabe —, kann er die fremde Sprache so sprechen, dafs man an seiner Rede den Ausländer nicht merkt. So charakteristisch ist dieser Tonfall für die Sprache eines Volkes, dafs, als einmal der Lustspieldichter Baumann bei einer Feier zu Ehren Meyerbeers den Komponisten in einem Trinkspruch feierte, jeder glaubte, er sei in madjarischer Sprache gehalten. Tatsächlich beherrschte Baumann die madjarische Sprache überhaupt nicht, er hatte nur den eigentümlichen Tonfall der Madjaren vollständig aufgefafst und war imstande, ihn so wiederzugeben, dafs jeder Nichtmadjar den Eindruck einer madjarischen Rede hatte. Ähnliche Kunststücke werden auch heute noch von Komikern der Singspielhallen in allen möglichen Sprachen ausgeführt.

Der Tonfall einer Rede ist es, durch den sich die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit eines Redners verrät, durch den die Zuhörer in Begeisterung versetzt und veranlafst werden, dem Redner ihre Sympathien entgegenzubringen. Wir sprechen nicht nur von einem sympathischen Stimmklang, sondern auch von einer sympathischen Redeweise. Und sie wird da-

durch erreicht, dafs der Redner ganz aufrichtig nur das auszudrücken bestrebt ist, was er zu sagen hat, dafs vor allem er selbst von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Rede überzeugt ist. Ist das nicht der Fall, dann stellen sich zugleich mit den Nebengedanken und den Nebengefühlen auch Nebengeräusche im Klang der Stimme ein. Diese sind es, die in der Regel den Vortrag einer Rede unsympathisch machen. Wir erkennen an dem Tonfall zum grofsen Teil den Charakter des Redners, seine Bescheidenheit und Ehrlichkeit ebenso gut wie seine Aufgeblasenheit, seine Hinterhältigkeit und seine Koketterie. Der einfache natürliche Tonfall ist etwas, was sich rein äufserlich gar nicht lernen läfst, was sich aber von selbst einstellt, wenn der Redner die inneren Bedingungen des richtigen Tonfalls besitzt: also vor allem die Aufrichtigkeit, das Interesse für den Gegenstand, das ehrliche Bestreben, seine Hörer von dem zu überzeugen, wovon er selnst überzeugt ist. Es läfst sich daher auch praktisch keine andere Regel für die Erlernung des Tonfalls aufstellen als die, sich den richtigen Charakter zu eigen zu machen. Die passende Äufserung dieses Charakters findet sich dann von selbst. Das ist der Sinn der Worte Goethes: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Die Übung, die ein Redner besitzen mufs, um sich selbst vorzutragen, hat nur zu bewirken, dafs der Redner vor den Zuhörern nicht aus der Fassung gerät und das er da imstande ist, sich auch ganz unbefangen so zu geben, wie er eben ist.

Man kann vielleicht fragen, ob der Redner diese Sympathie seiner Zuhörer braucht. Er hat doch die Logik seiner Gedanken, er hat den streng vernunftgemäfsen Aufbau seiner Rede, mit dem er einen Beweis führen und seine Hörer überzeugen kann. Aber die Logik und der Beweis liefern nicht die stärkste Überzeugungskraft, die ein Redner besitzt. Denn er hat es nicht immer mit vernünftigen Menschen zu tun, er hat vor allem auch den Widerwillen seiner Hörer zu bekämpfen und wenn ihm das nicht gelingt, kann er sich mit der Logik noch so viel Mühe geben, er wird seinen Zweck nicht erreichen. Wem nicht die Sympathie entgegenkommt, der mufs darauf verzichten, auf seine Nebenmenschen einen entscheidenden Einflufs zu gewinnen. „Würde sich der Mensch

von der Vernunft allein leiten lassen, so wäre es genug, ihm die Wahrheit zu zeigen, um ihn sofort zu bestimmen, ihr auch zu huldigen. Allein der Redner hat nicht nur gegen Irrtum und Unwissenheit, er hat auch gegen den verborgenen Widerstand des Willens zu kämpfen.“ [1] Deshalb braucht er die Sympathie.

Wenn es wahr ist, dafs die Reinheit der Seele, die Erhabenheit und Gröfse des Charakters den Ausdruck der Rede formen, vor allem den Tonfall, so mufs es auch richtig sein, dafs umgekehrt durch die Pflege der vermeintlichen Äufserlichkeiten eine wohltätige Rückwirkung auf den Charakter erfolgt. Beim schriftlichen Ausdruck hat man an die Möglichkeit einer solchen Rückwirkung schon gedacht. Man kann aus der Handschrift gewisse Charaktereigenschaften entnehmen, wenn man auch in diesem Verfahren nicht so weit zu gehen braucht wie manche Graphologen. Und hier hat man sich auch schon bemüht, die Schüler an eine gewisse Art von Schriftzügen zu gewöhnen, um durch diese Angewöhnung eines bestimmten Ausdruckes auch den ihm zugrunde liegenden Charakter zu beeinflussen. Natürlich kann dieses Verfahren nie den Erfolg haben, dafs man einen ausgesprochen bösen Menschen lediglich durch Anlernung einer bestimmten Schrift zum guten Menschen macht. Aber unter den vielen Einflüssen, die wir auf den Charakter des Menschen ausüben können, wird auch die Angewöhnung eines bestimmten Schriftcharakters auf den seelischen Charakter von Einflufs sein. Genau dasselbe ist bei der Pflege und Ausbildung des Tonfalls möglich. Tatsächlich geschieht etwas Ähnliches beim Militär. Der Soldat wird daran gewöhnt, seine Worte mit offenem Blick, der dem Vorgesetzten gerade ins Auge sieht, in strammer Haltung und mit lauter Stimme vorzubringen. Man hat die Erfahrung gemacht, dafs die Angewöhnung einer solchen Sprache auf den Charakter von Einflufs ist. Natürlich ist auch in diesen Fällen ein Betrug möglich und es gibt Soldaten genug, die imstande sind, die unverschämtesten Lügen in einer Ausdrucksform vorzubringen, die sonst nur dem ehrenhaftesten Charakter eigen ist. Solche Ausnahmsfälle

[1] Schleiniger: a. a. O. S. 78.

sind wie gesagt möglich. Aber im allgemeinen ist der Einflufs der Ausdrucksform auf den Inhalt, auf die Gesinnung, der Einflufs des „Wie“ auf das „Was“, unverkennbar und eine Tatsache der Erfahrung. Wir wissen es ja selbst, dafs derjenige, der eine gesellschaftliche Lüge gebraucht, etwa eine Einladung durch eine Ausrede ablehnt, dies nur mit grofsen Schwierigkeiten mündlich vorbringt. Es ist ihm leichter, wenn er die Lüge schreiben kann. Und am leichtesten lügt er, wenn er sie drucken läfst.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch darauf hinweisen, dafs der fast ausschliefsliche Gebrauch der Schrift und des Druckes für unsere Gedanken und Gefühle nicht gerade einen günstigen Einflufs auf unseren Charakter hat. Es wäre ganz anders, wenn wir in zahlreicheren Fällen, als es bisher geschieht, unsere Meinung mündlich vorbringen müfsten. Ich glaube, dafs vor allem die Kunstkritik in ihrer Form und dadurch auch in ihrem Inhalt gewinnen würde, wenn wir hie und da Gelegenheit hätten, unsere Meinung über ein Kunstwerk und den Künstler mündlich auszusprechen. Aber auch das Vertrauen, das man dem Kritiker entgegenbringen soll, wäre in manchen Fällen gröfser, wenn man nebst seiner Meinung auch seine ganze Persönlichkeit kennen lernte. Allerdings wird es auch Fälle geben, in denen das Vertrauen zum Kritiker dadurch geringer werden würde. Aber das wäre eben das Gute, dafs solche Kritiker das Vertrauen verlieren und aus ihrem Wirkungskreise ausgeschieden würden.

b) Der Rhythmus, das Tempo und die Dauer der Rede.

Ebenso wie Stärke und Schwäche der Stimme, so kann auch die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Sprechens einen Teil unseres Anteils verraten, den wir an der vorgebrachten Sache nehmen. Wir sind auch imstande, irgendeinen Vorgang, den wir beschreiben, durch den Rhythmus und das Tempo der Rede viel anschaulicher zu machen, also das Verständnis dort zu erleichtern, wo das blofse Wort allein nicht hinreichen würde. Wie jedes musikalische Mittel, so bewirkt auch der rhythmische Ausdruck des Redners eine leichtere Übertragung seiner Gefühle auf das Publikum. Der Redner wird auch bestrebt sein müssen, einen Vorgang so zu schildern, dafs der

Verlauf der Rede dem Verlaufe des Ereignisses in Wirklichkeit entspricht, also auch in seiner Rede ungefähr die Tempoveränderungen vorzunehmen, die der Verlauf der Ereignisse in Wirklichkeit annimmt. Eine Trauerrede in lebhaftem Rhythmus, raschem Tempo und womöglich noch mit hoher Stimme gehalten, würde einen unbeschreiblich heiteren Eindruck machen, so wie etwa eine Apologie, in langsamem Tempo, tiefer Stimme und gleichmäfsigem Rhythmus gesprochen ungefähr das Gegenteil von dem ausdrücken würde, was der Redner eigentlich sagen wollte.

Die wenigsten Redner denken daran, während des Vortrags auch die nötigen Pausen zu machen. Der Redner selbst braucht die Pause, um Atem zu schöpfen, um von neuem nachzudenken, um physisch und psychisch Ruhepunkte zu gewinnen und die Hörer bedürfen der Pause aus demselben Grunde. Der Redner mufs ihnen Zeit lassen, sich alles das auch anschaulich vorzustellen, wovon gesprochen wird. Die Hörer werden dann von selbst einen viel- deutlichern und nachhaltigern Eindruck von der Rede haben, als wenn sie diese Eigentätigkeit der Vorstellungskraft unterlassen müssen. Eine entsprechende Pause zu richtiger Zeit angebracht, nicht zu kurz und nicht zu lang, zwingt den Hörer geradezu, das noch in Gedanken zu verarbeiten oder zu Bildern zu gestalten, was ihm soeben mitgeteilt wurde. Die Pause soll so lange dauern als ein tiefer Atemzug. Wer an das Atmen denkt, macht von selbst die richtigen Pausen.

Aber nicht nur das Tempo der Rede, auch ihre Dauer erheischt eingehende Berücksichtigung. Wir dürfen nicht vergessen, dafs die Aufnahmefähigkeit der Hörer keineswegs unbegrenzt ist. Nicht nur weil sie gewöhnt sind, in den meisten Vorlesungen durchschnittlich für die gleiche Zeitdauer beschäftigt zu werden, sondern auch, weil das tägliche Leben ihre geistige Tätigkeit oft bis zur Ermüdung in Anspruch nimmt, sind die Hörer nicht in der Lage, dem Redner über eine gewisse Zeit hinaus mit Aufmerksamkeit zu folgen. Es ist schwer, eine bestimmte Dauer als objektive Grenze anzugeben. Im allgemeinen wird man sagen können, dafs drei Viertelstunden, höchstens eine Stunde lang der Hörer imstande ist, aufmerksam zuzuhören. Ein witziger Kopf hat einmal die zulässige

Dauer einer Rede mit den Worten ausgedrückt: „Wenn der Redner länger als eine Stunde spricht, so hat jeder Hörer das Recht, den Saal zu verlassen. Spricht er länger als zwei Stunden, dann hat er die Pflicht, das gleiche zu tun. Sollte einer oder der andere Hörer dieser Pflicht nicht nachkommen und der Redner nach zwei Stunden noch weitersprechen, dann soll man ihn erschlagen.“ Bei der Beachtung der Dauer einer Rede handelt es sich aber nicht so sehr darum, dafs sie tatsächlich nicht lang ist, sondern dafs sie dem Publikum nicht lang vorkommt. Es mag schon auch möglich sein, dafs ein Redner über die angegebene Dauer hinaus sein Publikum interessiert. Aber das kommt nur in Ausnahmefällen vor, mit denen namentlich der Anfänger in der Redekunst nicht rechnen darf. Es wird sich auch empfehlen, die Hörer von vornherein irgendwie zu versichern, dafs ihre Aufmerksamkeit nicht zu lange in Anspruch genommen wird. Sie sind dann viel williger, auf alles das einzugehen, was ihnen der Redner vorträgt. Gewährt es doch schon eine Beruhigung für den Zuhörer, wenn der Redner von vornherein erklärt: „ich will Sie nicht lange aufhalten“. Aber auch abgesehen davon, sollte der Hörer gleich zu Beginn der Rede irgendwie über die Dauer und den Inhalt orientiert werden. Ich habe einmal einer Rede beigewohnt, in der der Vortragende zunächst mitteilte, er wolle die ganze geschichtliche Entwicklung der Institution, von der er sprechen sollte, verfolgen. Zu diesem Zwecke beginne er mit dem Jahre 620 vor Christi Geburt. Diese Mitteilung wirkte wie ein Blitzschlag auf die anwesenden Zuhörer, so dafs sie jeden Versuch aufgaben, dem Redner zu folgen und auch zum Teil heimlich, in aller Stille, den Saal verliefsen. Nach einer halben Stunde war der Redner glücklich bei der römischen Kaiserzeit angelangt. Und da machte er die erfreuliche Mitteilung, dafs von da an bis zum Jahre 1848 nach Christi Geburt keine Veränderung der besprochenen Institution vorgekommen sei. Er habe also nur mehr die letzten Jahre zu besprechen. So erfreulich diese Eröffnung war, so kam sie doch zu spät. Sie hätte zu Anfang der Rede gemacht werden müssen und hätte dann gewifs das Publikum zu einer ganz andern Aufmerksamkeit veranlafst, als sie dem Redner tatsächlich geschenkt wurde.

c) Mimik und Aktion.

Wichtiger noch als alle andern Hilfsmittel der Sprache, sind der Gesichtsausdruck des Redners, seine Gebärde, die Haltung des ganzen Körpers. Sie sind auch viel schwerer zu beherrschen und in natürlichen Formen zu halten. Es gibt Leute, für die eine, wenn auch noch so beschränkte Aktion, eine Gebärde, ein Spiel der Hände als Begleiterscheinung der Rede etwas Selbstverständliches ist. Wir sagen dann, dafs ihr Vorstellungsleben zum motorischen Typus gehört. Wir stellen bekanntlich entweder optisch vor, indem wir uns das Bild des Gegenstandes oder des Wortes vor Augen halten, oder rein akustisch, indem wir uns mit dem Klangbild des Wortes begnügen, oder motorisch, indem wir die Vorstellung mit Bewegungen begleiten, die den Gegenstand oder das sie ausdrückende Wort charakterisieren. (Näheres darüber in meiner Psychologie der Vorstellung, S. 117.) Wer also zum motorischen Typus gehört, für den ist die Gebärde von selbst gegeben. Wer aber nicht dazu gehört, der wird einige Schwierigkeit haben, während der Rede die Hände oder den ganzen Körper entsprechend zu behandeln. Man sollte es nicht glauben, aber es ist tatsächlich so, dafs hier, wie in jeder andern Kunst das Natürliche, Einfache, Selbstverständliche das Allerschwerste ist. So wie es dem ungeübten Schauspieler sehr schwer wird, einfach über die Bühne zu gehen, ohne sich lächerlich zu machen, wie es ihm schwer wird, ruhig dazustehen und ohne komische Bewegungen an den Gesprächen und Vorfällen auf der Bühne teilzunehmen, so ist auch dem Redner die einfache, ruhige Haltung das Allerschwerste. Dies deshalb, weil er sich in einer ungewohnten Situation befindet und die unvermeidliche Nervenanspannung auch nach einer Entladung der vorhandenen Energie verlangt. Diese Energie ausschliefslich in die Rede zu verlegen, fällt den meisten sehr schwer. Bekanntlich ist es auch den Sängern nicht leicht, ein Lied oder eine Arie im Konzertsaal ausdrucksvoll, aber doch ohne jede Bewegung vorzutragen.

Leider wird die Rücksicht auf die Haltung des Körpers von den meisten Rednern vernachlässigt. Die Griechen hatten dafür eigene Vorschriften. Sie standen aber auch so vor dem

Publikum, dafs der ganze Körper des Redners sichtbar war, was bei uns bekanntlich meistens nicht der Fall ist. Schon die Unsitte, den Redner gewissermafsen durch eine Barrikade vor dem Publikum zu verbergen, eine chinesische Mauer aufzurichten, aus der bestenfalls das Gesicht, manchmal nur die Nasenspitze hervorsieht, schon diese äufsere Einrichtung der Rednerbühne verleitet den Redner, sich irgendwie in nachlässiger Stellung an die Barrikade anzulümmeln.[1] Mit der schlechten Stellung ist schon von vornherein eine ungünstige Situation für den Redner gegeben, die für ihn von viel nachteiligeren Folgen begleitet ist, als er gewöhnlich glaubt. Wir wissen aus Erfahrung, dafs wir ganz unwillkürlich in gewissen Situationen, bei gewissen Stimmungen und Gemütsbewegungen bestimmte Stellungen einnehmen. Der Ausdruck des Gefühls ist meiner Ansicht nach von dem innern Gefühlsleben gar nicht zu trennen. Daraus folgt, dafs so wie jede Art des geistigen Innenlebens den entsprechenden Ausdruck formt, so auch dieser Ausdruck auf das innere Leben zurückwirkt. Wer es versteht, sich einfach und natürlich vor sein Publikum hinzustellen, der versteht es in der Regel auch, einfach und natürlich zu sprechen.

In neuerer Zeit hat OTTMAR RUTZ den Einflufs der Körperhaltung auf den sprachlichen und gesanglichen Ausdruck einem eingehenden Studium unterworfen und gefunden, dafs sich drei Typen von Körperhaltungen unterscheiden lassen. Einem dieser Typen gehört jeder Mensch, insbesondere der Dichter und Künstler während der ganzen Zeit seines geistigen Schaffens an. Ein Gedicht GOETHES mufs in anderer Stellung gesprochen werden, als ein Gedicht SCHILLERS oder HEINES, ein Lied MOZARTS kommt nur richtig zum Ausdruck in einer bestimmten Körperhaltung, die anders sein mufs als bei einem Liede BEETHOVENS oder beim Vortrag einer Szene aus einem Musikdrama WAGNERS. So wenig wahrscheinlich manche Details dieser Theorie dem Leser anfangs erscheinen werden,

[1] Die übliche Form des Vortragspultes auf dem Katheder des Hörsaals ist wahrscheinlich eine Nachahmung der Kanzel in der Kirche. Dort hat sie ihre Berechtigung, weil der Priester so hoch steht, dafs er einen Schutz haben mufs. Im Hörsaal aber ist sie meiner Ansicht nach nur ein Hindernis.

so richtig ist doch ihr Grundgedanke, so empfehlenswert ist es besonders für den Künstler, sich mit den Anschauungen zu befassen, die Rutz in seinen Werken (siehe Literaturverzeichnis) niedergelegt hat.

Man vergesse nicht, dafs eine Mitteilung an das Publikum in denselben äufsern Formen gemacht werden mufs, in der ein Gespräch zwischen zwei Personen erfolgt. Auch zu diesem Gespräch gehört, wenigstens unter Kulturmenschen, eine gewisse äufsere Form. Man stehe frei und ungezwungen da, nicht stramm und unbeweglich wie ein Ladstock, aber auch nicht nachlässig wie ein zerdrücktes Tuch. Das weifs und befolgt jeder, der mit Gebildeten ein Gespräch führt. Aber bei der Rede vor dem Publikum scheint er diese Forderung ganz zu übersehen. Man kann geradezu sagen: es schickt sich nicht, wenn der Redner auf dem Podium herumspaziert, nicht selten geradezu herumtanzt wie der Bär im Käfig; es ist auch für den Hörer störend. Es schickt sich nicht, wenn er beim Sprechen die Hände in den Sack steckt (eine sehr beliebte Stellung). Im Gespräch zwischen einzelnen Personen ist diese Haltung bekanntlich auch verpönt. Es ist absolut notwendig, dafs der Redner auch gesehen wird, je vollständiger desto besser, und dafs er seinen Hörern ins Gesicht sieht. Niemand würde zu einem einzelnen Menschen sprechen und dabei zum Fenster hinaussehen oder ihm den Rücken kehren. Die Redner aber scheinen mit besonderer Vorliebe eine unpassende Stellung dem Publikum gegenüber anzunehmen.

Man halte derartige Gewohnheiten nicht für eine blofse Äufserlichkeit oder deren Besprechung für eine Nebensache. Die ganze Wirkung der Rede, ihr sympathischer oder unsympathischer Eindruck hängt von dem Benehmen des Redners ab, dieses selbst wirkt zurück auf die Form, ja sogar auf den Inhalt der Rede. Ich glaube, dafs eine ganze Reihe von unpassenden Bemerkungen von den Rednern gar nicht gemacht werden könnte, wenn sie sich beizeiten daran gewöhnten, sich ihrem Publikum zu zeigen und ihm unausgesetzt ins Auge zu sehen. Ich kannte einmal einen Professor, der immer mit dem Ausdruck des höchsten Widerwillens und Mifsmuts den Hörsaal betrat, sich auf dem Katheder niedersetzte, so dafs kaum mehr als seine Glatze zu sehen war, sich dann von den

Hörern abwandte, sein Gesicht in ein Vorlesungsheft verbarg und unausgesetzt vor sich hinbrummte. Der ganze Vortrag bestand aus unwilligen Bemerkungen und unzähligen kritischen Ausfällen gegen seine Kollegen und übrigen Fachgenossen. Ich bin überzeugt, dafs die Rede einen ganz andern Charakter gewonnen hätte, wenn sich der betreffende Professor angewöhnt hätte, seinen Hörern frei und offen ins Gesicht zu sehen. So manche unpassende Bemerkung wäre dann von selbst weggefallen, die jeder von uns sehr leicht zu sich selbst, aber nicht ohneweiters zu einem andern macht. So pflegte der schwäbische Ästhetiker Vischer alle Ausfälle gegen die Damen seines Auditoriums und alle Grobheiten, die er ihnen sagte, niemals diesen selbst ins Gesicht zu schleudern, sondern immer nur vor sich hin auf den Boden des Katheders zu sprechen. Und wenn sein Kollege und Nachfolger, der als Redner überhaupt ein Original war, in höchstem Unwillen über die Äufserungen eines Fachkollegen mit der Faust auf den Tisch schlug und dabei ausrief: „Gottshimmelsakr'ment dös ischt sautomm", so wurde dieser urwüchsige Ausbruch des Zornes immer gegen die Tafel gesprochen, die hinter dem Redner stand. Er hätte sich den unbeabsichtigten Heiterkeitserfolg bei den Hörern ersparen können, wenn er ihnen ins Gesicht gesehen und dann aller Wahrscheinlichkeit nach derartige Wutausbrüche vermieden hätte.

Es gibt aber auch Redner, die ihre Sorge um die äufsere Erscheinung übertreiben und glauben, sie müfsten dem Publikum gegenüber immer den schönen eleganten Mann hervorkehren. Eitler Wahn! Die Natur hat es schon so eingerichtet, dafs Männer, die in der Lage sind, mit der Kraft ihres Geistes auf die Menschen zu wirken, körperlich weniger vorteilhaft ausgestattet sind als andere, die eben mit dem Körper viel mehr zu leisten gezwungen sind. Jede Gestalt, jedes Gesicht, jede Art von äufserer Erscheinung kann den Vortrag unterstützen, wenn sie sich nur so einfach und natürlich gibt, wie sie ist. Sie kann eben durch den Inhalt der Rede vollkommen vergeistigt werden. Der Redner sei gewaschen und gekämmt (eine durchaus nicht überflüssige Mahnung!), aber nicht aufgeputzt. Das Bemühen des Redners, in der äufsern Erscheinung mehr zu geben, als ihr von Natur aus innewohnt, kann

nur einen Erfolg haben, der dem beabsichtigten Zweck geradezu entgegengesetzt ist. „Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken, setz' deinen Fuſs auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer was du bist.“

Wer es versteht, den Inhalt einer Rede durch eine Gebärde ein wenig anschaulicher zu machen, wird begreiflicherweise bei den Hörern einen gröſsern Erfolg haben. Aber er hüte sich, diese Gebärde sich künstlich anzueignen oder sie zu übertreiben. Gerade denjenigen Rednern, die eine natürliche Neigung haben, mimisch oder agierend zu sprechen, wird man raten müssen, daſs sie diese Aktion in möglichst engen Grenzen halten sollen. Der Schauspieler darf und soll alles das, was er mit Worten ausdrückt, auch mit der Gebärde ausdrücken. Er soll darstellen. Der Redner aber darf nicht darstellen. Er darf die Darstellung nur andeuten, er darf die Bewegung nur soweit in Anwendung bringen, als die Hörer dadurch veranlaſst werden können, sich in ihrer Phantasie die Darstellung vorzustellen. Wenn es dem Redner gelingt, durch seine Aktion die Vorstellungskraft der Hörer in Bewegung zu setzen, so wird er den Eindruck seiner Rede ebenso wie durch den richtigen Tonfall der Sprache wesentlich erhöhen. Er muſs aber auch verstehen, in diese Aktion gerade so wie in den Tonfall die nötige Abwechslung hineinzubringen, nicht eine und dieselbe stereotype Bewegung den ganzen Vortrag hindurch anzuwenden. Er darf nicht etwa den Vortrag sofort mit erhobener Hand und lauter Stimme beginnen und in dieser Stellung bis zu Ende der Rede verharren. Von diesem Höhepunkte des Ausdrucks an wäre eine Steigerung der Rede absolut unmöglich und sie bewirkt infolgedessen das gerade Gegenteil von dem, was der Redner bezweckt hätte. Sie wäre gerade so monoton und langweilig wie die Sprache eines Redners, der leise, tonlos und unbeweglich seine Rede herableiert; so wie die Stärke der Stimme so wie ihr Tonfall muſs auch die Aktion so beschaffen sein, daſs sie mit dem Inhalt der Rede parallel läuft. Sie muſs optisch ein ebenso deutlich gruppiertes Bild wenigstens andeuten, wie es akustisch durch die Stimme und intellektuell durch den Sinn der Rede gegeben wird. Wenn ich eine Regel für diese Aktion geben sollte, so würde ich sie in drei

Worte zusammenfassen. Die Gebärde sei echt, herzlich und notwendig. Echt insofern, als sie das formell ausdrückt, was inhaltlich gesagt werden soll (man darf nicht nach unten zeigen, wenn man von der Höhe spricht), herzlich sei sie insofern, als sie die Begeisterung des Redners, die innere Wärme kundzugeben hat und notwendig, indem sie nur dem Redner zu empfehlen ist, dem das Agieren, wenn auch in noch so engen Grenzen, ein Bedürfnis geworden ist.

Wieder komme ich hier auf den Grundsatz zurück, dafs wir ebenso wie aus dem Tonfall der Rede, auch aus der Aktion auf den Charakter des Menschen schliefsen können. Nicht nur durch die Schrift, nicht nur durch den Stimmklang, sondern auch durch den Gang und die Bewegungen des Menschen verrät sich sein Charakter und verrät sich seine Gesinnung. Und wieder werden wir hier durch eine Kultur der Aktion eine Kultur der ganzen Persönlichkeit erzielen. Und das ist es, worauf ich bei allen Redeübungen Gewicht legen möchte. Sie sollen nicht nur rein äufserliche Übungen in der Fertigkeit des Sprechens sein, durch sie soll eine Kultur der Persönlichkeit erzielt werden. Eine Kultur, durch die der einzelne lernt, auf andere Einflufs zu nehmen, sich selbst innerlich zu vervollkommnen, zu beherrschen, die innere Sicherheit und das Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Dafs alle diese Forderungen erfüllbar sind, lehrt schon die Erfahrung der Schule. Es gibt Lehrer, die nur in das Klassenzimmer einzutreten brauchen, um sofort die Achtung und das Zutrauen der Schüler zu gewinnen. Es ist die Haltung, das Benehmen des Lehrers, für das der Schüler, der junge wie der ältere, eine sehr feine Empfindung, ich möchte sagen geradezu einen Instinkt besitzt. Zur Veredlung dieser vermeintlichen Äufserlichkeiten gehört aber die Bildung und Veredlung der Gesinnung. Wer lehren will, wer nicht sich selbst über Gebühr zu erhöhen beabsichtigt, sondern immer den Einflufs auf das Publikum, das Wohlwollen für die Zuhörer, die Absicht, für sie etwas zu tun, einzig und allein im Auge behält, der wird auch umgekehrt auf denselben guten Willen stofsen, den er dem Publikum selbst entgegenbringt. Ohne diese innere Umwandlung und Veredlung ist ein Erfolg nicht zu erzielen In diesem Sinne sind Übungen in der Redekunst

vor allem Übungen in praktischer Psychologie, sie bedeuten eine Kultur der Persönlichkeit. Es bleibt ewig wahr, was schon die Alten von den Rednern gesagt haben: „Nemo orator nisi vir bonus.“

So kommen wir zu dem Prinzip, dafs die richtige Vortragsform nicht rein äufserlich zu lernen ist, sondern nur durch eine Kultur der Persönlichkeit. Wer nicht an sich selbst arbeitet, an seiner geistigen Veredlung, seiner Gesinnung, seinem Eifer für die Sache, die er für gut hält, der wird nie ein Redner werden. Er mufs aber auch den starken Willen haben, etwas zu leisten, aus sich herauszutreten, auf andere überzeugend zu wirken. Er mufs Gedanken haben, einen heiligen Eifer dafür an den Tag legen (Gefühle) und vor allem wollen. Wer etwas will, der erreicht es auch. Der ganze Mann mufs von innen heraus zur höchsten Vollkommenheit entwickelt werden. Dann wird es ihm nicht schwer fallen, von selbst die richtige Art des Redens zu treffen.

„Wem es Ernst ist, was zu sagen, der singt seine Zuhörer nicht in den Schlaf, der redet.“

„Wem es Ernst ist, was zu sagen, der spricht mit Unterscheidungszeichen und nicht in einem Atem, der betont die Worte, auf die es ankommt, und nicht monoton ein Wort wie das andere.“

„Wem es Ernst ist, was zu sagen, der macht Pausen, um dem Zuhörer Zeit zu lassen.“

„Wem es Ernst ist, was zu sagen, der schreit seine Zuhörer nicht an und flüstert ihnen nichts vor.“

„Kurz, wem es Ernst ist, was zu sagen, der spricht natürlich, mit richtiger Betonung, mit richtigen Pausen, mit richtiger Stimmstärke.“

„Wem es Ernst ist, was zu sagen, der verwirft alles Gekünstelte, Gemachte, Unnatürliche.“ [1]

II. Die Vorbereitung zur Rede.

1. Wahl des Themas.

Wer das richtige Thema zu einer Rede zu wählen weifs, hat schon die Hälfte des Erfolges verbürgt. Namentlich zu

[1] Aus einem ausgezeichneten Artikel „Vortrag und Vortragsfehler“ von Viktor Kolb, l. c.

Beginn der rednerischen Laufbahn sollten nur solche Themen gewählt werden, die dem Redner am Herzen liegen. Nur wer sich für einen Gegenstand erwärmt, ist imstande, auch andere dafür zu begeistern. Er wird aber auch selbst viel gewandter sprechen, als wenn ihm diese Begeisterung fehlt. Denn es ist eine bekannte Tatsache, dafs uns im Affekt die Worte viel leichter und passender zu Gebote stehen als im Zustande des vollständigen Gleichmuts. Wer in der Erregung jemand abkanzelt, dem stehen eher zu viel Worte zu Gebote als zu wenig. Er spricht auch eher zu drastisch als zu wenig ausdrucksvoll. Er spricht überhaupt sehr viel und sehr leicht. Wem aber der Gegenstand gleichgültig ist oder wer gar eine Abneigung vor ihm besitzt, der wird immer Schwierigkeiten haben, den richtigen sprachlichen Ausdruck zu finden. Ich kannte einen Abgeordneten, der zu Beginn seiner Laufbahn sehr wenig Hoffnung erweckte, dafs er einmal als Redner eine auch nur mittelmäfsige Rolle spielen werde. In der Tat hat er sich durch mehr als eine Session gründlich ausgeschwiegen. Da wollte es der Zufall, dafs ihn einmal ein politischer Gegner durch einige vorlaute Bemerkungen in Erregung brachte. Und sofort fand der bisher so schweigsame Volksvertreter Worte der Abwehr und sprach sich so gewandt und so ganz vom Herzen in einen gerechten Zorn hinein, dafs er über den Erfolg der Rede und vor allem über die fliefsende Sprache selbst erstaunt war. Er hatte sich selbst entdeckt und war von diesem Augenblick an ein sehr guter und oft zu hörender Sprecher.

Es kann aber auch geschehen, dafs die meiner Ansicht nach unumgänglich notwendige Vorbereitung zur Rede so genau vorgenommen wird, dafs sie den Redner im Ausdruck mehr beengt als anleitet. Es gibt auch eine Überübung der Rede, bei der der Redner so viel Details, so viel Worte und Redewendungen vorbereitet hat, dafs ihm die Sorge um die passende Anwendung der mit vieler Mühe glücklich gefundenen Ausdrücke jeden Schwung und jede Freude an dem Gegenstand unmöglich macht. Er ist des Gegenstandes überdrüssig geworden, er hat ihn innerlich erledigt und damit das Interesse für die Sache verloren. Man hat von Bismarck erzählt, dafs er dann am besten sprach, wenn er nicht gut vorbereitet war.

Die Tatsache mag richtig sein. Aber wir dürfen nicht daraus den Schlufs ziehen, dafs die Vorbereitung zur Rede, namentlich im Anfang, überflüssig sei. Denn nicht deshalb sprach Bismarck besser, weil er sich schlechter vorbereitet hatte, sondern weil er durch zu genaues Präparieren gleichsam eine gebundene Marschroute vor sich sah, die eine freie Aussprache beeinträchtigte, so dafs er die Wärme für die Sache verlor und statt dessen nur eine kalte, interesselose Vorschrift gewann. Es gilt eben auch hier der Grundsatz: Pectus est quod disertos facit.

Am meisten aber verfehlt der die Wahl des Themas und zugleich die Form des Vortrags, der sich aus mifsverstandener Bequemlichkeit oder aus Mangel an Zeit eine fremde Rede oder Predigt aneignet und sie auswendig lernt. Nichts macht einen jämmerlichern Eindruck als der „Kopierstiel", denn nichts ist so sehr auf die Persönlichkeit zugeschnitten als die Rede, nichts verlangt so sehr „die freie, stilvolle, persönliche Selbstbetätigung". Wie dürr und mühsam ist das Hineinbohren und noch mühsamer und quälerischer das Auswendiglernen einer fremden Predigt. Das ist nicht Bescheidenheit, sondern Unnatur. ... Wer niemals selbständig gearbeitet hat, verliert das Selbstvertrauen und damit verzichtet er feig auf die volle Wirkung."[1]

Wer aber trotz aller Bemühungen ein Thema nicht findet, über das zu sprechen ihm ein unabweisliches Bedürfnis wäre, der soll sich auch keine Mühe geben, eines zu suchen und sich nicht anstrengen, darüber zu reden, der tut viel besser zu schweigen. Es ist überhaupt zu raten, Probleme, die schon bis zu einem gewissen Grad den Rededrang in uns hervorgerufen haben, doch noch in Gedanken zu verarbeiten und nicht immer gleich zu reden, bevor man noch recht weifs „wie" und „was". Wie schön und wahr sagt Carlyle über Schweigen und Verschwiegenheit: „Altäre sollten ihnen für allgemeine Anbetung errichtet werden, wenn unsere Zeit eine altarbauende wäre.

---

[1] Swoboda, Heinrich: Rednerische Selbständigkeit und die heilige Schrift, in Verhandlungen des ersten Homiletischen Kurses. Wien 1911. — Der für die Vorbereitung zur Rede ungemein wichtige und lesenswerte Aufsatz ist speziell für Prediger geschrieben, gilt aber, mutatis mutandis, ebensogut für jeden anderen Redner.

Schweigen ist das Element, in welchem grofse Dinge sich zusammenformen, damit sie endlich fertig gestaltet und majestätisch in das Tageslicht des Lebens heraustreten, das sie hinfort beherrschen sollen ... Hüte deine Zunge, denn aus ihr kommt der Strom des Lebens! Der Mensch ist im Grunde genommen ein verkörpertes Wort; das Wort, das er spricht, ist der Mensch selbst ... Sprich, ich bitte dich dringend darum, nicht eher, als bis dein Gedanke schweigend zur Reife gediehen ist, bis du ein anderes als tolles und tollmachendes Geräusch von dir zu geben hast; lafs deine Zunge ruhen, bis ein vernünftiger Sinn sich dahinter legt und sie in Bewegung setzt."

Auch solche Worte müssen dem Redner einmal zugerufen werden. Denn, im Gegensatz zu Rednern, denen die Worte und die Themen fehlen, gibt es auch solche, die nie um ein Wort verlegen sind und das Bedürfnis fühlen, immerfort zu sprechen (siehe meine Psychologie l. c. S. 234). Es gibt auch populäre Anleitungen zu dieser „Kunst". Wer wirklich bei jeder Gelegenheit über alles sprechen kann, der ist ein Schwatzer, aber kein Redner, der erzielt nicht Überzeugung, sondern bestenfalls Unterhaltung und Heiterkeit, nicht selten aber auch Abscheu und Verachtung. Nach diesem System könnte auch der Redeunterricht in denselben Fehler verfallen wie der durchschnittliche Klavierunterricht, der sich mit der Fertigkeit der Fingerübung begnügt und die Ausbildung der musikalischen Begabung aufser acht läfst. So könnten auch Virtuosen im Gebrauch nichtssagender Phrasen herangezogen werden, wenn lediglich eine Schule der Redegeläufigkeit durchgemacht würde. Kein Mensch weifs alles, darum kann auch keiner über alles sprechen.

2. Einteilung des Themas.

Es ist ebenso schwer, eine Rede richtig anzufangen, als sie richtig zu beenden und beides nicht leichter als die entsprechende Anlage der Rede, der richtige Aufbau, die Organisierung und Gruppierung der Gedanken. Entsprechend dem Zweck der Rede mufs auch ihr Anfang jedesmal nach andern Prinzipien gewählt sein. Bei der didaktischen Rede oder der Predigt wird es sich vor allem darum handeln, durch

einige einleitende, scheinbar gleichgültige Worte zunächst alle Nebengedanken der Hörer zu verdrängen, ihnen Zeit zu lassen, innerlich alles das beiseite zu legen, was sie im Laufe des Tages bewegt hat. Zugleich wird der Redner bei dieser Gelegenheit die Akustik des Saales erproben und allmählich auch die äufsere Ruhe der Zuhörer erzielen. Es ist wieder sehr bezeichnend, dafs bei dieser Gelegenheit meistens die äufsere Ruhe der Zuhörer mit der innern Sammlung zeitlich zusammenfällt.

Es kann aber auch sein, dafs eine solche Einleitung überflüssig ist. Wer eine Volksrede hält und weifs, dafs sich sein Publikum zu einem bestimmten Zweck versammelt hat, etwa zu einer Entrüstungskundgebung über die Fleischteuerung, der braucht nicht erst lange sein Publikum auf den Gegenstand vorzubereiten, er weifs, dafs es ohnehin von der Sache ganz erfüllt ist und sich dafür mit aller Leidenschaft einsetzt. Da kann er gleich mit einem Donnerschlag beginnen und ohne jeden Aufbau, ohne Einleitung mitten in den Gegenstand hineinspringen. Wenn er dann gleich mit den Worten anfängt: die Fleischteuerung ist ein Mord an dem Volke, so wird er mit dieser Bombe ohne Zweifel denselben Erfolg haben, wie ein Anarchist mit einer Höllenmaschine; es ist dann ganz gleichgültig, ob seine Worte richtig sind oder nicht. Sie müssen nur die Explosion veranlassen, auf die die ganze Gesellschaft wartet. Derartige Anfänge sind in der Regel die leichtesten und sichern dem Redner die gröfste Dankbarkeit des Publikums.

Ganz im Gegensatz hierzu kann es sich darum handeln, durch eine Rede eine schon aufgeregte Menge zu beruhigen. Das ist schon viel schwerer, als ein aufgeregtes Publikum in noch höhere Leidenschaft zu versetzen. Im allgemeinen besänftigt man eine aufgeregte Menge am leichtesten durch einen Witz. Ich habe einmal einer Szene beigewohnt, in der eine sehr erregte und kaum zu bändigende Studentenversammlung im Handumdrehen dadurch umgestimmt wurde, dafs ein Professor mit dem ihm eigenen trockenen Humor eine Rede mit den Worten begann: Meine Herren! Ich glaube, Sie haben Ihren Gefühlen einen genügenden und allgemein verständlichen Ausdruck verliehen. Da unmittelbar vorher gepfiffen, gejohlt

und geschrien worden war, so wurde die Bemerkung des Lehrers mit schallendem Gelächter aufgenommen. Von diesem Augenblicke an konnte er allmählich mit den Hörern machen, was er wollte. Und er hat auch erreicht, was er wollte.

Wieder anders mufs sich der Anfang gestalten, wenn es sich darum handelt, die Hörer durch die Rede erst herbeizulocken. Ich habe ein solches Beispiel einmal im Regents-Park in London erlebt, wo sich einer der Parkredner auf den dort üblichen Schemel stellte und nun seine Rede beginnen wollte. Er veranlafste die Spaziergänger, die ihm zunächst keine Beachtung schenkten, durch folgendes Kunststück zur Aufmerksamkeit: er zog eine Zeitung aus der Tasche und las aus ihr mit lauter Stimme folgenden Satz vor: The duke of Bedford committed suicide (Der Herzog von Bedford hat einen Selbstmord begangen). Schon bei diesen Worten blieben einige Leute stehen. Und nun knüpfte der Redner lächelnd an diese Tatsache die Bemerkung: Now, gentlemen, I can only wish, that all the other Lords would follow his example (Nun, meine Herren, ich kann nur wünschen, dafs alle übrigen Lords seinem Beispiele folgen möchten). Mit dieser drastischen Bemerkung hatte er zunächst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und den Willen zum Zuhören erreicht. Von da an hing der Erfolg nur mehr von seiner Gewandtheit als Redner ab. Es kann eben in vielen Fällen dem Redner so gehen wie dem Journalisten, dafs er zunächst bestrebt sein mufs, die Hörer zu bewegen, ihn überhaupt erst anzuhören oder zu lesen. Da mufs durch den ersten Satz irgend etwas Charakteristisches, Auffallendes ausgedrückt werden, etwas Verblüffendes, das den Hörer veranlafst, sich jetzt weiter mit dem Gegenstand zu beschäftigen. In solchen Fällen mufs der Anfang der Rede sowie der des Feuilletons verlockend sein. Denn die beste Rede, das beste Feuilleton ist wirkungslos, wenn es nicht gehört oder nicht gelesen wird. Wie einladend ist es, wenn ein Kritiker in der Besprechung einer neuen Symphonie mit den Worten beginnt: „Einer von uns beiden mufs verrückt sein, ich bins nicht.“ Nach einem derartigen Anfang liest ein jeder Leser weiter. Oder wenn der Bericht über eine neue Oper mit den Worten beginnt: „Es ist merkwürdig, was den Komponisten alles einfällt, wenn ihnen nichts einfällt.“

Hat der Redner einmal die ersten gleichgültigen Worte gesprochen und betrachtet er seine Rede nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zieles, so wird er am besten tun, mit einer Meinung oder einer Ansicht anzufangen, von der er sicher weifs, dafs er sie mit den Hörern gemein hat. Er mufs sich zuerst auf den Standpunkt der Zuhörerschaft stellen. Dadurch macht er sich sympathisch, macht die Hörer willig und bringt sie von da um so leichter zu der eigenen Anschauung, selbst wenn diese schliefslich nicht mit dem übereinstimmen sollte, was sich die Hörer ursprünglich gedacht haben. So fängt der Kapuziner in Wallensteins-Lager sehr geschickt mit der Stimmung an, in der sich die Soldaten gerade befinden. „Heisa, Juchheia! Dudeldumdei! Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!“ Mit dieser Gewinnung des Standpunktes, auf dem die Soldaten stehen, erwirkt er ihre Sympathie, sie hören ihm zu und nun erst fängt er mit seiner Philippika an. Gerade dieses anfängliche, vielleicht nur scheinbare Nachgeben, dieses vorläufige Übereinstimmen, dieses schlaue Sicheinschleichen in die geheimsten und natürlichsten Regungen des Gemüts, dieser Vorgang ist es, der ja leider auch in so vielen Fällen mifsbraucht wird. Wer die traurige Erfahrung gemacht hat, wie sich die zweifelhaften Charaktere an unbefangene Menschen heranschleichen, um sie zu ihren Zwecken zu mifsbrauchen und bei der Nase herumzuführen, der wird wissen, dafs sie sich immer zuerst auf einen Standpunkt stellen, den sie mit ihrem Opfer gemeinschaftlich zu haben glauben. Zum mindesten geben sie sich als gute Freunde von Verwandten oder andern nahestehenden Personen aus, um sich zunächst in der Vorstellung ein bifschen näher zu bringen, bis der Augenblick kommt, in dem das Opfer so freundschaftlich weich ist, dafs ihm die „Kategorie der Negation“ einfach abhanden gekommen ist. Dann erreichen sie was sie wollen. So verfahren die Pumpgenies, die Hochstapler aller Art, aber auch die Hypnotiseure und nicht selten auch eine gewisse Art von Demagogen. So verwerflich ein derartiges Mittel auch ist, wenn es nicht von lautern Charakteren zu edeln Zwecken verwendet wird, so nützlich ist es doch, die Technik dieser Mittel zu kennen. Denn ebensogut als wir durch die Rede einen Einflufs auf andere ge-

winnen wollen, müssen wir in der Lage sein, uns dem Miſsbrauch dieses Einflusses durch Unberechtigte und Unwürdige zu entziehen.

Ist der Anfang mit der Rede gemacht, der gemeinschaftliche Ausgangspunkt gefunden, dann muſs der Redner darauf bedacht sein, die Aufmerksamkeit zu fesseln, das Verständnis durch Bilder und Gleichnisse zu erleichtern, durch beständige Abwechslung lebendig zu erhalten. Handelt es sich um eine Kritik, dann ist es zwar schwerer, aber vorteilhafter und notwendiger, zuerst mit dem Guten anzufangen, mit dem, was man an dem Werk zu loben hat. Der Tadel wird dann um so gläubiger entgegengenommen. In ähnlicher Weise wird die Anklage wirksamer sein, wenn der Ankläger zunächst mit dem Guten beginnt und dann erst mit dem Schlechten, wenn der Verteidiger auch an seinem Gegner ein gutes Haar läſst. Der Eindruck einer solchen Rede ist sympathischer und der Richter leichter geneigt, auf ihre Tendenz einzugehen. Aber gerade das ist es, was so viele Verteidiger vor Gericht übersehen, daſs die Rede nicht Selbstzweck ist, daſs sie nicht, wie der Ausdruck lautet, zum Fenster hinausgesprochen werden soll zur Erhöhung des Rufes der eigenen Person. Die Rede soll ja etwas Bestimmtes erzielen. Sie soll also den Klienten sympathisch machen. Aber in diesem Punkte werden die Verteidiger in der Regel durch die Parteien selbst verdorben, die selig sind, wenn sie sehen, daſs ihr Anwalt die Beleidigungen in der drastischesten Form sämtlichen Anwesenden ins Gesicht schleudert. Je gröber, desto besser, meinen sie und glauben, ihrem Zorn auf jede mögliche Art Ausdruck geben zu sollen. Daſs aber dabei der Richter selbst auch in eine Stimmung gerät, die der Partei ungünstig ist, und daſs er dadurch sein Urteil, ich will nicht sagen bildet, aber doch wenigstens verschärft, dieser unliebsame Erfolg wird in solchen Fällen ganz auſser acht gelassen.

An der Rolle des Verteidigers müssen wir aber auch ein Prinzip prüfen, das früher mit den Worten ausgedrückt wurde, daſs nur ein wahrhaft guter Mensch ein guter Redner sein könne. Ein Effektredner, ein Groteskſprecher, ein Scharlatan kann die äuſsere Gewandtheit manchmal auch erlernen, aber wir merken doch immer, wes Geistes Kind der Mann ist, der

sich hinter diesem rein dekorativen Redeaufputz verbirgt. Wenn aber zum guten Redner eine gewisse Höhe des Charakters nötig ist, wie verhält sich dann die Sache beim Verteidiger eines Angeklagten, der ihm seine Schuld gestanden hat? Es ist unendlich schwer, in solchen Fällen vor Gericht überzeugend zu wirken und es kommt oft genug vor, dafs wirklich nur ein ganz gewissenloser und oberflächlicher Charakter in einzelnen Kriminalfällen eine Verteidigung übernehmen kann. Aber es ist keineswegs notwendig, dafs der Verteidiger eines ihm gegenüber geständigen Verbrechers unehrlich vorgeht. Denn es gibt gerade unter den jüngern Anwälten Leute genug, die für ihren Beruf eine solche Vorliebe und so viel Neigung haben, dafs sie imstande sind, sich im Augenblick der Verhandlung den Verbrecher so vorzustellen, als ob er unschuldig wäre, und ihn dann mit der ganzen Wärme einer richtigen Überzeugung von der Unschuld verteidigen. Die Berufsfreude stärkt ihre Phantasie und versetzt sie in Situationen, die der Wirklichkeit und der Wahrheit vielleicht nicht entsprechen, die aber doch dieselbe Basis für die Verteidigung abgeben wie die wahrhafte Unschuld eines fälschlich angeklagten Verbrechers. Schwer genug mag eine solche Rolle in vielen Fällen sein, aber sie ist möglich und die Verteidigung eines privatim geständigen Verbrechers beweist nichts gegen die Richtigkeit des früher aufgestellten Prinzips, dafs nur der gute Mensch ein guter Redner sein könne.

Wie der Kritiker mit dem Positiven beginnen und die Fehler nicht übertreiben darf, wenn er überzeugen will, so darf andererseits der Apologet seinen Helden nicht überhimmeln, wenn er nicht Mifstrauen erwecken oder geradezu abstofsen will. Zwar gilt auch hier der Grundsatz: wer treiben will, mufs übertreiben, wer aufmerksam machen will, mufs vergröfsern, wer warnen will, mufs abschrecken. Aber die Wirkung drastischer Mittel ist doch nur innerhalb gewisser Grenzen möglich und stumpft sich ab, wenn nicht der ruhige, nachprüfende Gedanke merkt, dafs hinter dem leicht überschäumenden Enthusiasmns ein gesunder Kern steckt. Vor allem vergesse man nicht, dafs eine Heldenverehrung oder Heiligsprechung, wie sie in der Kunstbetrachtung aller Zeiten nur

allzu leicht und gedankenlos erfolgt, doch erst immer von einer gewissen historischen Perspektive aus erfolgen kann, niemals unter Lebenden.

Von den Eigenschaften beider Rednerklassen, von den Kritikern und Apologeten, sollte in einer Diskussion Gebrauch gemacht werden. Leider ist diese ideale Vereinigung disparater Redneranlagen gerade in der Diskussion am allerseltensten. Diskutieren kann man eigentlich nur von den Engländern lernen. Sie besprechen ein Thema ruhig und sachlich. Der Deutsche streitet, der Italiener schimpft, der Franzose dekoriert und gelegentlich hat jeder von ihnen alle drei Unarten. Gewöhnlich glaubt der Redner, der eine Diskussion beginnt, er müsse auf alles „nein“ sagen. Bei Diskussionsübungen wäre es deshalb zu empfehlen, den Gegenredner zuerst die Hauptpunkte des Inhalts der Rede wiederholen zu lassen. Schon das würde verhindern, dafs die „Redner um jeden Preis“ schliefslich, nach langen Zwischenbemerkungen, lediglich das wiederholen würden, was sie ursprünglich bestreiten wollten. Wem das Streiten Selbstzweck ist, wem Sachen und Personen gleichgültig sind, wer nur sich selbst hervorheben will und wem nichts daran gelegen ist, dafs bei der Diskussion auch „etwas herauskommt“, der hat leicht streiten, aber der Gewohnheitsstreiter, der „Mauldrescher“ bilde sich ja nicht ein, dafs er ein guter Redner sei. Ein gutes Mundwerk mag er haben, aber die Überzeugungskraft der Persönlichkeit fehlt ihm, die zum Redner unerläfslich ist. Der Redner mufs etwas Positives schaffen, nicht nur sich an den Gedanken des andern emporschmarotzen, um sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Zwar ist der Gewohnheitsstreiter eine unvermeidliche Figur in allen Vereinen, gelehrten und politischen Körperschaften, aber seine Rolle ist bald ausgespielt. Ohne dafs er es merkt, ist er der unfreiwillige Komiker geworden, insbesondere dann, wenn ihn einmal jemand gut nachzuahmen verstanden hat. Es gibt kein besseres Heilmittel für unechte Redner als die Nachahmung.

Kehren wir nun wieder zu den allgemeinen Regeln für die Anlage einer Rede zurück, so werden wir darauf aufmerksam machen müssen, dafs es nicht vorteilhaft ist, dem Publikum zu viel Gedanken zuzumuten. Man mufs ihm das

Denken und das Begreifen leicht machen. Aber es darf nie merken, dafs es ihm leicht gemacht wird, sonst ist es beleidigt. Das Publikum mufs in dieser Beziehung gerade so behandelt werden wie der einzelne Mensch, mit dem wir sprechen. Auch der will sich nicht anstrengen, wenn ihm etwas begreiflich gemacht werden soll. Aber wehe, wenn er merkt, dafs wir ihn für begriffstützig halten und ihm Sachen erklären, auf deren Kenntnis er sehr stolz ist. Wenn man voraussetzt, dafs das Publikum etwas nicht weifs, was ihm noch mitgeteilt und begreiflich gemacht werden mufs, so fängt man gerne mit der Wendung an: „Sie wissen ja, dafs“ usw. oder „bekanntermafsen“ usw.

Die ganze Anlage der Rede wird am besten in der Form erfolgen, dafs sie wie ein Musikstück nicht nur ein Anschwellen und Abnehmen des sichtbaren und hörbaren Eindrucks, sondern vor allem auch einen Höhepunkt hat, auf den sich Inhalt und Form der Rede zuspitzen. Ob dieser Höhepunkt in die Mitte der Rede oder erst an das Ende zu verlegen ist, wird nach der Beschaffenheit des Inhalts, vielleicht auch nach der Persönlichkeit des Redners zu entscheiden sein. Aber ein Höhepunkt mufs vorhanden sein, nicht nur in der sinnlich wahrnehmbaren Darstellung, sondern auch in der Kraft und der logischen Bedeutung der Argumente. Man lege diese nicht planlos an beliebige Stellen des Vortrags, sondern konzentriere die gröfste Kraft auf einen bestimmten Punkt.

Hat man auf diese Art seine Aufgabe eingeteilt, dann denke man auch daran, dafs der Schlufs der Rede einer besondern Beachtung bedarf. In dem Schlufs soll der ganze Zweck des Vortrags zum Ausdruck kommen und da man zuerst den Zweck der Rede kennen und dann erst sprechen soll, so ist die Regel gar nicht so paradox als sie scheint: man beginne in der Vorbereitung immer mit dem Schlufs. In ihm drückt sich das Wesen und Ziel der ganzen Rede aus. Deshalb soll man an den Anfang der Rede erst am Schlufs der Vorbereitung denken. Aber von dem Ende mufs man innerlich unbedingt ausgehen.

Man darf auch nicht vergessen, dafs der Eindruck einer Rede nicht mit dieser selbst aufhören soll. Sie soll nachwirken, sie soll dem Hörer etwas auf den Weg geben, das er

sich für lange Zeit merken kann. Soll dieses Ziel erreicht werden, dann ist es auch absolut nötig, die Gedanken der Rede so zu formulieren, dafs sie leicht zu merken und wiederzugeben sind. Der Redner mufs es deshalb auch verstehen Schlagworte zu formulieren, Sätze zu bilden, die als geflügelte Worte leicht von Mund zu Mund gehen, die zitiert werden und ein dauerndes geistiges Besitztum des Publikums bleiben können. Alles Geistige ist immer eine Synthese, also eine Zusammenfassung, Konzentrierung und dementsprechend dessen Ausdruck auch ein kurzer, aber vielsagender Satz. Dieses Zusammenziehen einer Masse von Details auf eine kurze, geistige Formel mufs der Redner ebensogut verstehen wie das fliefsende Sprechen und wieder zeigt es sich hier, wie die Erziehung zum Redner ein Kurs in praktischer Psychologie ist und wie die Kultur einer Ausdrucksform auch den Inhalt kultiviert.

Nicht genug kann dem Redner empfohlen werden, den leitenden Gedanken festzuhalten und deutlich erkennbar zu machen. Er mufs seine ganze Kraft auf das Ziel konzentrieren, dem er zustrebt. So wie er vom Thema abschweift, aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, planlos herumredet und keinen festen Punkt gewinnt, an dem er schliefslich zu landen hat, wird das Publikum zerstreut, ungeduldig und geht nicht selten zu heller Empörung über.

Aber auch der Redner, der bei seinem Thema bleibt, glaube nicht, alles sagen zu müssen, was er weifs. Er braucht nur zu sagen, was sich der Hörer merken kann, denn nicht die prunkhafte Entfaltung seines Wissens, sondern die Überzeugung der Hörer ist der Zweck der Rede. Ein Buch mufs alles sagen, eine Rede nur das, was durch das Gehör zu erfassen ist. Zu viel sagen, nicht fertig werden, ist falsche Gründlichkeit. Die Lehrer, die in einem ganzen Semester mit dem Stoff nicht fertig werden oder nicht einmal bis zum Anfang gelangen, sind nicht gründliche Forscher, sondern zerfahrene Schwätzer, deren Gehirnschwäche keine Idee festzuhalten vermag. Beethoven phantasierte einmal zu seinem Vergnügen über ein Thema, das später in der Eroica vorkam, zwei Stunden lang. In der Eroica selbst dauert die Behand-

lung dieses Themas nur zehn Minuten. Das ist Kunst. Das macht Eindruck.

Wenn wir alle Regeln betrachten, die im Laufe unserer Darstellung gegeben worden sind, so wird auch ein Leser, der sie theoretisch anerkennt, im Laufe der Zeit die Erfahrung machen, dafs es doch Redner gibt, die alle hier angegebenen Vorschriften zu vernachlässigen scheinen und nichtsdestoweniger den gröfsten Einflufs auf das Publikum ausüben. Das sind eben die grofsen Persönlichkeiten, deren Charakter schon geprägt ist und die einer gewissen Macht über die Zuhörer von vornherein sicher sind. Solche Männer können es leicht versuchen, sich selbst von Fall zu Fall die Regel zu geben. Der Anfänger aber glaube nicht, dafs er sich derselben Mittel bedienen dürfe wie ein Redner, dem schon ein bestimmtes Gepräge gegeben ist. So kann auch das künstlerische Genie alle bisherigen Regeln mifsachten, aber wenn ein Anfänger, der gar keine Regel kennt, der auch sich selbst noch nicht kennt und der weder die Macht über das Publikum noch die Virtuosität der Technik besitzt, die das Genie ohne weiteres beherrscht, wenn ein solcher Anfänger glaubt, mit genialen Mitteln wirken zu können, so wird er kaum sein Ziel erreichen.

Wir müssen also jedem Redner raten, zunächst einmal den Zweck der Rede genau im Auge zu behalten und nur dann zu sprechen, wenn er das Bedürfnis, den Drang in sich fühlt, etwas zu sagen, in einer bestimmten Richtung zu wirken, in der bisher noch zu wenig geschehen ist. Der Redner denke nicht an sich, sondern an die Sache und bedenke, dafs er in seinen geistigen Eigenschaften und in seiner äufsern Erscheinung nicht der Selbstzweck der Rede, sondern nur ihr Mittel ist. Geht er rein sachlich vor, freut er sich an dieser Sache, so wird er auch so wirken, wie der Gegenstand auf ihn gewirkt hat. Er arbeite aber sorgfältig an der Form der Darstellung und unterlasse es nicht, auch in reiferen Jahren, auch nach einiger Erfahrung, immer wieder seine Rede durch wohlwollende, verständige Freunde beurteilen zu lassen. So gehen auch die geübtesten Sänger, nachdem sie schon jahrelang auf der Bühne mit Erfolg gewirkt haben, von Zeit zu Zeit wieder einmal zu ihrem alten Lehrer, singen ihm etwas vor und fragen ihn nach seiner Meinung. Man lernt eben im Laufe

der Jahre nicht nur sehr viel Gutes, sondern auch manches Schlechte. Ohne eine vernünftige Kritik ist in keiner Kunst etwas zu erreichen. Das mögen alle die bedenken, die den Kritiker für ein überflüssiges, lästiges Element halten. Und selbst wenn er einmal unrecht hat, was bekanntlich auch schon vorgekommen sein soll, so ist es von Wert, zu wissen, dafs er unrecht hat.

3. Einprägung der Rede in das Gedächtnis.

Das gewöhnlichste Mittel unerfahrener Redner ist das Niederschreiben und Auswendiglernen der Rede. Es ist nicht nur das wirkungsloseste, für das Publikum langweiligste, sondern auch das für den Redner mühevollste Verfahren. Es ist aufserdem das unsicherste, denn wer sich lediglich auf das Gedächtnis verläfst und nicht vor dem Publikum zu denken und zu fühlen gelernt hat, der wird meistens in den entscheidenden Augenblicken ganz ratlos dastehen. Und am schlechtesten wird es ihm gehen, wenn ein unterbrochener Mechanismus des Gedächtnisses einmal zu funktionieren aufgehört hat. Keine Macht der Welt bringt ihn wieder in Bewegung. Will ein Redner sich so vorbereiten, dafs er durch die Vorbereitung eine sichere Grundlage gewinnt, so mufs er Inhalt und Form in derselben Weise einüben, wie er sie vorzubringen hat. Also laut sprechend, nicht schriftlich. Der Geübtere wird vielleicht blofs in Gedanken zu sprechen brauchen, aber auch dann wahrscheinlich die wichtigern Stellen wenigstens halblaut sprechen. Sobald der Redner anfängt alles zu schreiben, ist er verloren. Er stilisiert dann ganz anders, das Geschriebene ist für andere Wirkungen berechnet und pafst in vielen Fällen in der Form, in der es niedergeschrieben ist, gar nicht zu der Situation, in der der Redner sprechen will. Ungeübte Redner haben in der Regel Angst, dafs sie eine schöne Redewendung, die ihnen zufällig einmal eingefallen ist, vergessen könnten. Darum schreiben sie sie auf und schreiben immer mehr, bis endlich die ganze Rede schriftlich vorliegt. Aber bei einer Rede kommt es nicht auf gewisse stilistische Feinheiten an, die für den Schriftsteller wichtig wären, denn das Publikum vergifst auch die einzelnen Worte und behält, wenn es sich überhaupt etwas merkt, nur den Sinn der Rede. Mit Wortwitzen, mit

sorgfältig ausgedachten geistvollen Wendungen wirken zu wollen, ist bei der Rede meist ein vergebliches Bemühen.

Nun kann es allerdings vorkommen, dafs der Redner wenigstens etwas aufschreiben mufs, dafs er den Inhalt nur in Schlagworten skizziert. Er lege aber viel Sorgfalt auf die übersichtliche und deutliche Niederschrift der Skizze. Geradeso wie der Vortrag selbst in seinem Gedankengang organisiert sein mufs, wie Haupt- und Nebensachen, Tatsachen und Beispiele, Steigerungen und Abschwächungen und schliefslich die Gliederung des Stoffes genau vorgenommen werden müssen, so mufs sich in der geschriebenen Skizze diese Organisation auch für das Auge offenbaren. Man schreibe also nicht den Inhalt, auch in der skizzenhaften Form, unterschiedslos in fortlaufenden Zeilen nebeneinander, sondern gruppiere gleich die Skizze in Überschriften, Nebenschriften und Seitenbemerkungen, damit das Auge auf den ersten Blick bemerkt, was wichtig und was nebensächlich ist. Man schreibt auch das Inhaltsverzeichnis eines Buches nicht so, dafs man alle Titel nebeneinander schreibt. Man gruppiert in Haupt- und Nebenzeilen, man unterscheidet sie durch die Gröfse der Schrift und kennzeichnet sie durch die vorangesetzten Zahlen oder Buchstaben. Ein solches Inhaltsverzeichnis, aber nicht mehr als dieses, mufs auch der Redner niederschreiben. Er soll es sorgfältig überlegen. Je öfter er einzelne Tatsachen unter einem gemeinsamen Titel vereinigen kann, desto besser für ihn, desto leichter die Übersicht. Er organisiere den Inhalt in einer regelrechten Gedankenhierarchie. Er wird bemerken, dafs die Sorgfalt, die er auf diese formelle, organisatorische Ausarbeitung der Gedanken verwendet hat, auch eine günstige Rückwirkung auf den Inhalt ausübt. Widersprüche zwischen einzelnen Behauptungen, die man früher nicht bemerkt hat, treten ganz deutlich hervor, wenn der Vortrag unter allgemeinen Titeln richtig geordnet ist. Erkennt man doch auch ein gutes Buch an einem guten, übersichtlichen Inhaltsverzeichnis. Eine gute Rede setzt ein solches ebenfalls voraus.

Der Redner wird gut tun, dieses Inhaltsverzeichnis sich womöglich nur auf einem Blatt so aufzuschreiben, dafs die verschiedenen Titelüberschriften in ihrer eigentümlichen Rangordnung eine geometrische Figur bilden. Um so leichter

wird er dann mit einem Blick den Inhalt der ganzen Seite übersehen, er wird diese geometrische Figur im Kopf behalten und hat dann eine Basis, ein anschauliches Bild, auf das er sich viel besser stützen kann als auf das mechanische Gedächtnis der einzelnen Worte. Man nennt solche Schemata, solche geometrische Figuren, in deren Form unsere Vorstellung einen Zeitraum oder eine gröfsere Menge von Tatsachen übersieht, in der Psychologie ein Diagramm. Wir besitzen ein solches Diagramm (um nur die einfachsten Beispiele zu erwähnen) für die Wochen und Monate des Jahres, für die Stunden des Tages, für die Zahlenreihe und Ähnliches. Wer von einem bestimmten Monat spricht, stellt sich in der Regel das Bild eines Kalenders vor, auf dem dieser Monat angemerkt ist. Wer eine Stunde des Tages erwähnt, hat das Zifferblatt der Uhr im Gedächtnis und liest in der Vorstellung von dieser Uhr ab. Wer einfache Rechnungen ausführt, denkt auch an eine Zahlenreihe, wie sie ihm einmal irgendwo in einem Buch gegeben worden ist. Natürlich sind das nur einzelne Beispiele von Diagrammen. Es kann jede Person für jeden der angegebenen Fälle ein Diagramm im Kopf haben, das von dem hier angegebenen verschieden ist (vgl. meine Psychologie der Vorstellungen, S. 178). Aber irgendein Diagramm hat jeder und er soll sich ein solches auch für den Inhalt seiner Rede bilden.

Ist das einmal geschehen, dann überlege er wohl, wie er bei der Rede den Übergang von einem Untertitel der Rede zu dem andern findet. Diese Übergangsformeln sind es, die meiner Ansicht nach jeder Redner in grofser Mannigfaltigkeit rein automatisch beherrschen mufs. Er mufs sie eben so lange vor sich hinreden, bis er sie „von selbst" reden kann, auch wenn er an etwas anderes denkt. Mit einem solchen Diagramm im Kopf und mit den Übergangsformeln auf den Lippen, schliefslich vielleicht auch noch mit dem Schlagwort oder dem Schlufssatz im Gedächtnis, wird ein Redner nicht so leicht vor dem Publikum in Verlegenheit geraten.

Trotzdem denke er daran, dafs das Auftreten vor einem Publikum für den Anfänger keine leichte Sache ist. Ob es gut gelingt oder nicht, ist ganz unberechenbar und es kann selbst nach wiederholtem glücklichem Verlauf noch immer

einmal mifsglücken. Der Redner hat, so wie der Jäger, den Erfolg nicht immer in der Hand. Es gibt Stunden und Tage, in denen keiner von beiden etwas trifft. Der Redner mufs sich aber auch in einer so ungünstigen Situation zu benehmen wissen. Er beginne deshalb im Anfang seiner Laufbahn nicht mit grofsen Aufgaben. Eine Rede von einstündiger Dauer ist für den Anfänger ein viel zu gefährliches Wagnis. Er suche Gelegenheiten, wo er längstens eine Viertelstunde reden kann; fange überhaupt mit so kleinen und geringfügigen Aufgaben an, dafs ihm seine Tätigkeit lächerlich einfach erscheint. Der Redner mufs sich geradeso einüben wie der Turner. Wenn dieser einen Weit- oder Hochsprung erlernen will, so fängt er zunächst mit ganz kleinen Sprüngen an, deren Bewältigung für ihn sicher und selbstverständlich ist. Diese kleinen Sprünge steigert er im Laufe der Zeit um ein so geringes, dafs auch durch diese Steigerung die Aufgabe kaum merklich schwieriger wird. Er hüte sich vor Ermüdung, vor zu grofser nervöser oder physischer Anstrengung. Nur dadurch kräftigt er sich selbst und erreicht im Laufe der Zeit durch diese kleinen Steigerungen die möglichst grofsen Erfolge. So mufs es auch der Redner machen. Wer dem Gedächtnis, den Nerven, der Stimme im Anfang nicht zu viel zumutet, wer da nur Aufgaben übernimmt, die er spielend bewältigt, stärkt seine Ausdruckskraft und bringt sie schliefslich auf eine Höhe, die zu den ersten Versuchen in demselben Verhältnis steht, wie die endgültige Leistung des Turners zu den Übungen, mit denen er begonnen hat. Er überlasse aber sein Schicksal nicht dem Zufall und rechne nicht auf das Glück. Nur der Tüchtige hat auf die Dauer Glück. Er bereite sich deshalb sorgfältig vor und bedenke, dafs die Technik des Vorbereitens ebenso schwierig ist, gelernt und geübt werden mufs, wie die Technik des Redens.

III. Der Redner vor und während der Rede.

Nichts kann dem Redner unangenehmer sein, als wenn er unmittelbar vor der Rede, während er von dem Gegenstande seines Vortrags ganz erfüllt ist, Dinge erfährt, die sein Interesse in Anspruch nehmen und von dem Thema des Vortrags

ablenken. Es gibt Unglücksvögel genug, die das merkwürdige Talent haben, dem Redner unmittelbar vor dem Vortrag die wichtigsten Dinge zu erzählen, die sich ihm, wie man zu sagen pflegt, fest in das Gehirn legen und die Konzentrierung der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand des Vortrags verhindern. Mit Vorliebe erzählen sie von einem grofsen Unglück, von einer für den Redner wichtigen Entscheidung unmittelbar vor dem Vortrag und hindern den Redner dadurch, sich ausschliefslich dem Gegenstande zu widmen. Der Redner meide demnach jede Gelegenheit, durch derartige ungünstige äufsere Einflüsse von dem Thema der Rede abgelenkt zu werden.

Aber auch während der Rede tun gewisse Hörer alles Erdenkliche, um den Redner aus der Fassung zu bringen. Sie kommen so geräuschvoll als möglich zu spät, sie schlafen, sie reden, sie lachen, sie essen und verlassen, wenn es ihnen pafst, mitten während des Vortrags den Saal. In einem Hörsaal der Leipziger Universität hat einmal eine Dame während des Vortrags einen Strickstrumpf herausgezogen und sie war sehr erstaunt, als ihr der Professor diese Beschäftigung verbot. Kein Wunder, wenn der Redner durch derartige Vorgänge aus dem Kontext kommt. Aber selbst wenn alles glatt geht, beklagt er sich nicht selten über grofse Befangenheit. Die hauptsächlichste Sorge jedes Redners ist die Angst vor dem Publikum. Was soll er tun, um diese Angst los zu werden?

Mit der Angst des Redners ist es nicht anders beschaffen als mit der Befangenheit bei allen anderen Gelegenheiten. Es gibt dagegen nur ein Mittel: die Beschäftigung unausgesetzt wiederholen, selbst auf die Gefahr hin, dafs man sich unsterblich blamiert. Wer das Schlittschuhlaufen erlernen will, darf sich nicht fürchten hinzufallen. Und wer auf dem Eise nie etwas wagt, der wird auch nie etwas lernen. Noch jeder Schlittschuhläufer ist mehr als einmal gestürzt und jeder Redner, jeder Sänger und Schauspieler hat sich mehr als einmal blamiert. Nur durch die Praxis des täglichen Lebens mit allen ihren Unfällen ist eine Kunst zu erlernen. Wer sich vor derartigen Gefahren fürchtet und nicht den Mut hat, sie auch nur im geringsten Grade auf sich zu nehmen, der wird nie eine Kunst oder eine Fertigkeit erlernen.

Dieser Angst gegenüber verhält sich nicht jeder Redner

in gleicher Weise. Mancher legt sie überhaupt nie ab, mancher hat sie fast gar nicht. Aber durch Übung ist auch dieses Übel erfolgreich zu bekämpfen. Man kann sogar sagen, dafs auch der beste Redner, auch nach reicher Erfahrung, bei sorgfältiger Vorbereitung, doch vor dem Vortrag einen gewissen Grad von Unruhe empfinden, in eine Art Spannungszustand geraten mufs, um gut zu sprechen. Erfahrene Redner behaupten wenigstens, dafs eine Rede, vor der sie gar keine Art von „Angst" haben, immer schlecht ist, zum mindesten langweilig wird.

IV. Der Hörer beim Vortrag.

Ebenso wie das Reden ist auch das Anhören eines Vortrages keineswegs so leicht als man glaubt. Es hat aber beim Hören von Vorträgen dieselbe Verwilderung Platz gegriffen, wie beim Reden selbst. Mit dem blofsen Dasitzen und dem akustischen Übersichergehenlassen ist es eben nicht getan. Auch nicht damit, dafs man den Redner ansieht und seine Toilette genau prüft. Man kann im allgemeinen sagen, dafs das Hören, wenn es von Nutzen sein soll, eine geistige Mitwirkung verlangt, die der Arbeit ähnlich ist, die der Redner selbst vollbringt. Man soll also schon während des Hörens den Gegenstand gruppieren, Haupt- und Nebensachen unterscheiden und vor allem den leitenden Gedanken festhalten. Eine solche Arbeit ist durchaus nicht so leicht und selbstverständlich und deshalb glaube ich, man sollte das Hören ebenso lernen wie das Reden, und sollte jedesmal gezwungen sein, von dem Gehörten auch Rechenschaft zu geben. Ich denke dabei natürlich nur an das Hören von Vorträgen in ernst zu nehmenden Unterrichtsanstalten. Da wird es sich vor allem herausstellen, dafs, sowie der Mensch nicht lebt von dem, was er ifst, sondern nur von dem, was er verdaut, er auch nicht gebildet wird durch das, was er hört oder liest, sondern nur durch das, was er verarbeitet und sich merkt. Seine Fähigkeit, einen Gegenstand hörend aufzunehmen und zu verarbeiten, ist sehr begrenzt. Kein Mensch ist imstande, etwa täglich von 8—1 Uhr fünf einstündige Vorlesungen zu hören und irgendeinen Nutzen daraus zu ziehen. Der

Eindruck der einen Rede verwischt den der andern. Es kann sogar geschehen, dafs schon der zweite Vortrag den ersten aus unserm Gedächtnisse auslöscht und dafs deshalb nur eine einzige Stunde des Hörens für uns von Nutzen ist. Es scheint aber, dafs sich gerade unsere Studenten die Frage überhaupt nicht vorlegen und in den meisten Fällen auch nicht vorlegen können, in welcher Weise sie das Hören von Vorlesungen zusammenstellen sollen und wieweit ihre Aufnahmefähigkeit gehe. Unter solchen Umständen ist das wahllose rein mechanisch vorgenommene Durcheinanderhören der verschiedensten Steffe nicht nur nutzlos, sondern in den meisten Fällen auch schädlich. Mir kommt das so vor, wie das massenhafte Zusammenpfropfen möglichst vieler Bilder in den Räumen unserer Museen. Wer da nicht zu wählen, hervorzuheben und auszuscheiden versteht, wird die Galerie nicht mit Nutzen besuchen. Zu dieser Unterscheidungs- und Isolierungsfähigkeit gehört aber viel Talent und Erfahrung. Es scheint übrigens, dafs die meisten Hörer wenigstens eine dunkle Empfindung haben, dafs die grofsen Massen von Vorlesungen, bei denen sie ganz passiv lediglich anwesend sind, vollständig wirkungslos an ihnen vorüberziehen. Um dann wenigstens einen kleinen Nutzen davon zu haben, fangen sie an mitzuschreiben und machen das ebenso planlos wie das Zuhören. Man braucht nur ein solches Vorlesungsheft anzusehen, um sofort zu bemerken, dafs es vollständig nutzlos ist und dem Hörer nur die Begeisterungsfähigkeit, die Freude an der Sache verdorben hat. Es steht dort nämlich alles in fortlaufenden Zeilen unterschiedslos nebeneinander. Es wird kaum mehr gelesen, geschweige denn überlegt und dem Gedächtnis eingeprägt. Zwar kann man, was man schwarz auf weifs besitzt, getrost nach Hause tragen, aber damit ist der Zweck des Redens und des Hörens nicht erreicht. Da soll man auch etwas im Kopf behalten und damit weiter arbeiten. Das ist aber nur möglich, wenn man wenig hört und die Vorlesungen mit grofser Vorsicht systematisch zu kontrastieren und zu gruppieren in der Lage ist.

V. Wechselwirkung zwischen Redner und Hörer.

Ein alter Grundsatz der Rhetorik lautet: niemand ist für sich selbst ein Redner. Ebenso ist auch niemand für sich selbst ein Künstler oder Hypnotiseur. Alle drei brauchen ein Publikum und erst durch die Wechselwirkung zwischen beiden entsteht der Redner oder der Künstler.

Ein Vergnügen kann dieser wechselseitige Verkehr nicht immer genannt werden und der Künstler wie der Redner mache sich gleich im Anfang seiner Laufbahn darauf gefafst, dafs er gerade von seiten des Publikums manches Unangenehme werde schlucken müssen. Die Zuhörer sind unartig wie die kleinen Kinder, sie sind aber auch lenksam wie die Kinder. Wer sich auf Massenpsychologie versteht, wird diese Anschauung bestätigen. Der geringste Fehler, das kleinste Versehen, das sie irgendwo bemerken, veranlafst sie zu rücksichtslosem schallendem Gelächter. Sie haben geradezu eine Freude, wenn sie bemerken, dafs sie so gescheit sind, eine Unzulänglichkeit oder Entgleisung wahrzunehmen. Der Redner mufs darüber mit wahrhaft stoischem Gleichmut hinwegzugehen verstehen. Es gibt während der Rede namentlich gegen Bosheit keine andere Waffe als das Ignorieren. Andererseits sind die Hörer merkwürdig nachsichtig gegen Reden, die als Ganzes total verfehlt sind. Wer, statt der angekündigten Rede, einen langweiligen Schulaufsatz aus einem Schreibheft schlecht vorliest, wer den ganzen Abend hindurch mühsam stottert und vor jedem Satz mehr Getöse von sich gibt als die Henne, bevor sie ein Ei legt, wer lediglich vor sich hinbrummt oder sich ausschimpft oder die Hörer viele Stunden lang mit überflüssigen Details belästigt, der begegnet in der Regel einer Lammsgeduld, deren Unerschütterlichkeit mich oft genug gewundert hat. Es geht bei Reden oft so zu wie in Konzerten. Wenn bei einer geradezu idealen Wiedergabe eines Tonstücks ein einziger Ton ein einziges Mal umkippt, so fangen alle zu lachen an. Aber wenn den ganzen Abend hindurch unter aller Kritik musiziert wird, so halten die Hörer heroisch stand, sie haben vielleicht noch Mitleid, Nachsicht und klatschen am Schlufs Beifall. Es ist unglaublich, was ein Publikum selbst auf die Dauer aushält.

Am unangenehmsten ist es dem Redner, wenn er aus den Mienen, aus den Gebärden, kurz aus dem ganzen Verhalten des Publikums zu entnehmen glaubt, dafs es an seiner Rede nicht teilnimmt. Eine Teilnahme ist ohne weiteres zu erkennen und wirkt ungemein fördernd auf die Beschaffenheit der Rede, während ein gleichgültiges Publikum, ein solches, das kommt und geht, wann es will, das sich benimmt, wie es will, das gelangweilt oder ermüdet aussieht, auf den Redner geradezu lähmend wirkt und ihm jede Freude an seiner Tätigkeit verleidet. Unwillkürlich spricht er dann teilnahmsloser, wirkt auch langweiliger, merkt diesen Mangel an Einflufs und gelangt so in die unangenehme Lage, dafs sich seine Unzulänglichkeit durch die der Hörer noch vergröfsert. Wer ein guter Redner werden will, der mufs einmal den Eindruck gehabt haben, dafs er auf die Hörer wirkt, dafs er Eindruck macht. Er braucht mit einem Wort ein Echo von seiten des Publikums. Niemand kann auf die Dauer zu leeren Wänden reden und ebenso nicht zu einem Publikum, das geistig nicht in Bewegung zu bringen ist. Eine kleine Anerkennung von seiten der Zuhörer wird den Redner nicht nur freuen, sondern auch zu neuen Taten anspornen. Ich meine hier nicht das kleinliche Lob, nicht die automatische Höflichkeitsphrase, mit der dem Redner nach dem Vortrag gedankt wird, auch nicht den stereotypen Applaus. Aber auf irgend eine Art mufs er erfahren, dafs seine Rede eine bestimmte Wirkung erzielt hat, sonst hört er zu sprechen auf oder verliert wenigstens die Lust dazu. In künstlerischen Dingen aber lautet ein alter Spruch: Freude verloren, alles verloren. Wer also eine Kritik seiner Rede sucht, der wähle sich nicht von vornherein mifsgünstige oder übelwollende Menschen. Ein freundliches Wort, eine kleine Anerkennung sind für den Redner von Zeit zu Zeit ebenso notwendig wie ein berechtigter Tadel. Nichts ist schädlicher, als wenn „gute Freunde“ in vollständiger Unterschätzung der Tragweite ihrer Worte anfangen, vor einem Redner harmlose Witze über seinen Vortrag zu machen und ganz unberechtigterweise mifslungene Kleinigkeiten zu ironisieren und zu belächeln. Sie ahnen nicht, wie unsicher und kopfscheu sie ihn dadurch für alle Zeiten machen können. Wer einen Tadel vorzubringen hat, sage ihn dem Redner mit

ruhigem, sachgemäfsem Ernst und er vergesse nicht, auch das zu erwähnen, was er an der Rede lobenswert und glücklich ausgedrückt fand. Ohne diese vorteilhafte Wechselwirkung zwischen Hörer und Redner ist auf dem Gebiete der Redekunst nichts zu machen.

Eine Rede anzuhören unter Bedingungen, die einen Nutzen davon ausschliefsen und dem Redner die Freude an der Sache verleiden, ist eine Beleidigung des Redners und ein Betrug, den man an sich selbst begeht. Wer sich nicht bilden will, braucht auch nichts zu „hören", wie andererseits der, der nichts zu sagen hat, nicht zu reden braucht. Es scheint aber, dafs gerade die Leute, die nichts zu sagen haben, am meisten reden und dafs die am liebsten „hören", die sich weder bilden wollen noch können. So wie es Redner gibt, die sich eigentlich nur zeigen, bestenfalls selbst reden hören wollen, so gibt es auch Hörer, die nur sehen wollen.

Trotz alledem aber gibt es auch für den Redner den Trost, dafs das Gute und Schöne, das er zu sprechen in der Lage ist, niemals vergeblich und wirkungslos ausgestreut wird. Ein gutes Samenkorn kann durch den Wind verweht werden, einmal geht es irgendwo doch auf. Oft merkt der Redner erst nach Jahren, dafs seine Anregung, trotz der scheinbaren Wirkungslosigkeit im Anfang, doch auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und die seltene Frucht, die hier zur Reife gelangt ist, entschädigt ihn für so manche vergebliche Mühe. Unus Cato est mihi pro centum millibus. Gar nicht zu reden von den Fällen, wo selbst aus der Menge heraus unvermutet eine Begeisterung antwortet, die jedem Redner ein neuer Ansporn, ein reicher Lohn für künftige und bereits aufgewendete Mühe ist.

So verspreche ich mir denn von einer Pflege der Redekunst Vorteile, die ich in vier Punkten zusammenfassen möchte. Sie wird zur Folge haben 1. die Ausbildung der Rede selbst, 2. die Kultur der Persönlichkeit, einen Einflufs auf den Charakter, 3. eine Verbesserung der Art und Wahl des Hörens und 4. einen günstigen Einflufs auf die Formen des Unterrichtsbetriebes, in denen das Reden und Hören eine wichtige Rolle spielt.

Verzeichnis der in dieser Schrift benutzten Werke.

Die ebenso zahlreichen als ausführlichen Werke der Griechen und Römer über Beredsamkeit dürften heute kaum mehr dieselbe ausschliefsliche Bedeutung für die Ausbildung des Redners haben wie zu jener Zeit, als das Lateinische noch die Sprache der Gelehrten, zum Teil auch der Ämter und Gesetzbücher war. Auch den alten klassischen Musterreden eines Cicero oder Demosthenes wird der grofse Einflufs auf den Stil des Redners nicht mehr zugesprochen werden können. Wir halten uns lieber an Pitt und Fox, Gladstone, O'Connell, Fenelon, Mirabeau, Thiers, Bismarck u. ä. Manches Stück der alten, prunkvollen Redepracht ist gefallen und hat einer schlichtern Ausdrucksweise Platz gemacht, die unserm Empfinden näher steht. Trotzdem wird auch der moderne Redner an einigen Lehren der Alten nicht achtlos vorübergehen können, unter denen die des Quintilian von bleibendem Werte sind. Aus der klassischen Zeit seien folgende Hauptwerke hervorgehoben:

Aristoteles: *Ρητορικαὶ τέχναι.* 3 Bücher. Die Echtheit des ganzen Werkes, insbesondere des dritten Buches wird von manchen bestritten, von anderen verteidigt.

Cicero: De oratore.

Quintilianus: Oratoriae institutionis libri duodecim. Übersetzung in Reclams Universalbibliothek.

Tacitus: De causis corruptae eloquentiae.

Neuere Werke:

Benedix, Roderich: Katechismus der Redekunst. Leipzig 1903.

— Der mündliche Vortrag. Leipzig 1901. — 1911. 3 Bände.

Blair, Hugh: Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Aus dem Engl. übers. v. Schreiter. Liegnitz. 4 Teile. 1785—89.

Blass, Friedrich: Die attische Beredsamkeit. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1887.

Fénélon (Salignac de la Motte Fénélon), François de: Gespräche über die Beredsamkeit. Halle 1734.

Kolb, Victor P.: Über Vortrag und Vortragsfehler in: Erster Homiletischer Kurs. Wien 1911.

Luick, Karl: „Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung" in: Germanisch-Romanische Monatsschrift (herausgg. v. H. Schröder). Jahrg. 1910.

Müller, A.: Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Leipzig 1816.

Ortloff, Hermann: Gerichtliche Beredsamkeit. 2 Bde. Berlin 1887.

Rutz, Ottmar: Musik, Wort und Körper. Leipzig 1911.

— Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme. München 1908.

— Sprache, Gesang und Körperhaltung. München 1911. (Kürzeste Zusammenfassung der Theorie.)

SCHALL, W. und BOGER, E.: Vorschule der gerichtlichen Beredsamkeit. Leipzig 1855.

SEYDEL, MARTIN: Grundfragen der Stimmkunde. Leipzig 1909.

SIEBS, THEODOR: Deutsche Bühnenaussprache. 10. Aufl. Bonn 1912.

SCHLEINIGER, NIKOLAUS: Grundzüge der Beredsamkeit. 5. Aufl. bearbeitet von KARL RACKE. Freiburg i. Br. 1896.

SIEVERS, EDUARD: Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung. Rektoratsrede. Leipzig, 31. Okt. 1901.

SWOBODA, HEINRICH: Rednerische Selbständigkeit und die heilige Schrift in: Verhandlungen und Vorträge des ersten homiletischen Kurses. Wien 1911.

VOLKMANN, RICHARD: Rhetorik der Griechen und Römer. 3. Aufl. von CASPER HAMMER in IWAN MÜLLERS Handb. d. klass. Altertumskunde. 2. Bd. 3. Abt.

WALLASCHEK, RICHARD: Psychologie und Pathologie der Vorstellung. Leipzig 1905.

WEISE, OSKAR: Ästhetik der deutschen Sprache. 3. Aufl. Leipzig und Berlin 1909.

WESTERMANN, ANTON: Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom. 2 Teile. Leipzig 1835.

WHATELY, RICHARD (Erzbischof zu Dublin): Grundsätze der Rhetorik. Übers. v. G. HILDEBRAND. Gotha 1884.

WOLFF, O. L. B.: Lehr- und Handbuch der gerichtlichen Beredsamkeit. Jena 1850. Handbuch der weltlichen Beredsamkeit. Leipzig 1848.

WUSTMANN, GUSTAV: Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. Leipzig 1903.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.


Princeton University Library
32101 064792151

